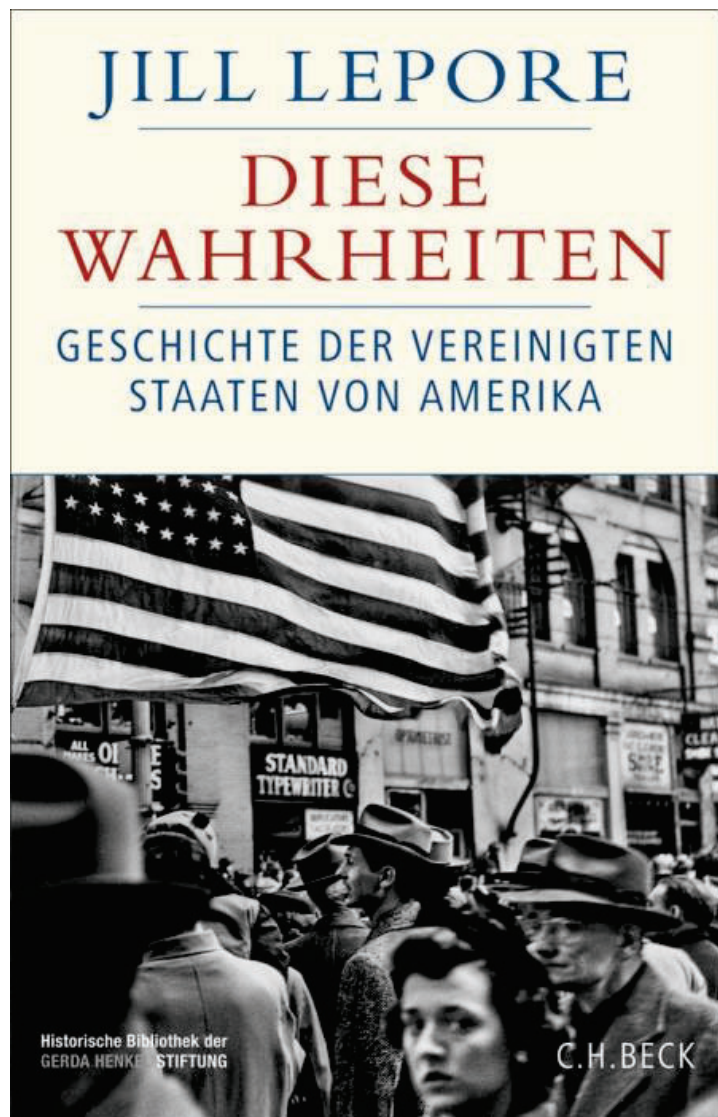


Unverkäufliche Leseprobe



Jill Lepore

Diese Wahrheiten

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

2026. 1198 S., mit 35 Abbildungen

ISBN 978-3-406-84610-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40224883>

Jill Lepore

DIESE WAHRHEITEN

GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H.Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Zuletzt erschienen:

Gudrun Krämer: Der Architekt des Islamismus

Hasan al-Banna und die Muslimbrüder

Thomas O. Höllmann: China und die Seidenstraße

Kultur und Geschichte von der frühen Kaiserzeit bis zur Gegenwart

Holger Gzella: Aramäisch

Weltsprache des Altertums

Karl-Joachim Hölkeskamp: Theater der Macht

Die Inszenierung der Politik in der römischen Republik

Wolfgang Behringer: Der große Aufbruch

Globalgeschichte der Frühen Neuzeit

Winfried Nerdinger: Architektur in Deutschland im 20. Jahrhundert

Geschichte, Gesellschaft, Funktionen

Peter Schäfer: Das aschkenasische Judentum

Herkunft, Blüte, Weg nach Osten

Dorothea Weltecke: Die drei Ringe

Warum die Religionen erst im Mittelalter entstanden sind

Pedro Barceló: Geschichte Spaniens in der Antike

Von den Phönikern bis zum Kalifat von Córdoba

Stig Förster: Deutsche Militärgeschichte

Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

Susanne Heim: Die Abschottung der Welt

Als Juden vor verschlossenen Grenzen standen

Jill Lepore

**DIESE
WAHRHEITEN**

Eine Geschichte
der Vereinigten Staaten
von Amerika

Aus dem Englischen übersetzt
von Werner Roller

C.H.Beck

Seite 6: Amerikaner versammeln sich 1963 auf der National Mall zum Marsch auf Washington.

Die Originalausgabe des Buches ist 2018 unter dem Titel «These Truths. A History of the United States» im Verlag W. W. Norton & Company, New York, erschienen. © Jill Lepore, 2018

Mit 35 Abbildungen

1. Auflage. 2019

2. bis 5. Auflage. 2020

6. Auflage. 2021

Erweiterte und aktualisierte Sonderausgabe. 2026

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2019

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst und Reklame, München

Umschlagabbildung: USA. Pittsburgh, Pennsylvania. November 1950.

Crowd at Armistice Day Parade. © Elliott Erwitt / Magnum Photos /

OSTKREUZ Archiv

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84610 6



www.chbeck.de/nachhaltig
produksicherheit.beck.de

«Wir müssen uns von den Fesseln alter Vorstellungen
freimachen, dann werden wir auch unser Land retten.»

Abraham Lincoln, 1862



Inhalt

VORWORT	Zur Jubiläumsausgabe
EINLEITUNG	Die Frage stellen 9
ERSTER TEIL	DIE IDEE 1492–1799
<hr/>	
EINS	Das Wesen der Vergangenheit 25
ZWEI	Die Herrscher und die Beherrschten 58
DREI	Von Kriegen und Revolutionen 107
VIER	Die Verfassung einer Nation 151
ZWEITER TEIL	DAS VOLK 1800–1865
<hr/>	
FÜNF	Eine Demokratie der Zahlen 201
SECHS	Die Seele und die Maschine 242
SIEBEN	Von Schiffen und Schiffswracks 293
ACHT	Das Gesicht der Schlacht 339
DRITTER TEIL	DER STAAT 1866–1945
<hr/>	
NEUN	Von Bürgern, Personen und Menschen 383
ZEHN	Effizienz und die Massen 442
ELF	Eine Verfassung für den Äther 514
ZWÖLF	Die Brutalität der Moderne 575

VIERTER TEIL **DIE MASCHINE** 1946–2016

DREIZEHN	Eine Welt des Wissens 633
VIERZEHN	Recht und Unrecht 716
FÜNFZEHN	Kampflinien 785
SECHZEHN	Amerika, aus den Fugen 876

FÜNFTER TEIL **DIE NATION** 2017–

SIEBZEHN	Ein Notstand 955
EPILOG	Die aufgeworfene Frage 1015
	Dank 1021

ANHANG	Anmerkungen 1027
	Bildnachweis 1157
	Register 1159

VORWORT

Zur Jubiläumsausgabe

Die Geschichte der Vereinigten Staaten begann nicht im Jahr 1776, noch endet sie 2026. Der 250. Jahrestag der Gründung der Nation ist dennoch ein ausgezeichnete Anlass für ein Nachdenken über die weitreichende Bedeutung und die Richtung der amerikanischen Geschichte, die Geschichte eines Volkes und eines Ortes und vor allem die Geschichte einer Idee. Wie ich in diesem Buch erzähle, fand ich diese Geschichte atemberaubend und majestätisch und unerwartet und sehr oft herzerreifend.

Ab dem Tag, an dem die Erstausgabe dieses Buches 2018 erschien, wurde ich mit Leserbriefen überschüttet, schönen Briefen. Kurios war die sehr oft geäußerte Leserfrage, wie ich es denn geschafft hätte, so schnell ein Buch zu schreiben, das die erst vor sehr kurzer Zeit erfolgte Wahl von Donald Trump erklärte. Aber das hatte ich natürlich nicht getan. Dieses Buch zu schreiben, dauerte Jahre, und die Geschichte, die es erzählt, beginnt vor vier Milliarden Jahren mit der Entstehung der Erde. Dabei hatte ich nicht an Trump gedacht. Auf jeden Fall hatte ich lange vorgehabt, das Buch mit Barack Obamas Amtseinführung im Jahr 2009 enden zu lassen, mit einer lebendigen Szene, die mir früher eine angenehme Erinnerung war. Wie jeder Historiker, jede Historikerin, hatte ich gezögert, meine Erzählung näher an die Gegenwart heranzurücken, weil es außerordentlich schwierig ist, das eilige Zeitgeschehen unter dem Blickwinkel der Geschichtsschreibung zu betrachten. Erst in letzter Minute, kurz vor meiner für 2017 gesetzten Deadline und nur, weil der Trumpismus zu wichtig zu sein schien, um ihn aus reiner Gelehrtenvorsicht heraus zu ignorieren, beschloss ich, das Buch mit Trumps Wahl im November 2016 enden zu lassen.

Mit vergleichbarer Ambivalenz erwog ich die Entscheidung, für diese Neuausgabe ein neues Kapitel über die Ära Trump zu schreiben. Aber ich

Vorwort zur Jubiläumsausgabe

kam zu einem ähnlichen Ergebnis wie zuvor. Das Buch mit Trumps Rückkehr ins Weiße Haus enden zu lassen, sorgt für einen chaotischen Schluss. Aber die Geschichte ist immer chaotisch; der Ärger beginnt, wenn man sie zu bereinigen versucht. Und natürlich bedeutet Trumps Rückkehr an die Macht keineswegs ein Ende dieser einen oder irgendeiner anderen Geschichte. 250 Jahre nachdem die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit erklärt und die Tyrannei abgeschüttelt haben, ist die Geschichte Amerikas noch lange nicht zu Ende.

EINLEITUNG

Die Frage stellen

DER LAUF DER GESCHICHTE ist nicht vorhersehbar, er ist so unregelmäßig wie das Wetter, so wechselhaft wie Empfindungen. Nationen erstarken und fallen durch Laune und Zufall, heimgesucht von Gewalt, korrumpiert von Gier, erobert von Tyrannen, überfallen von Schurken, verwirrt von Demagogen. Dies alles traf zu, bis die Leserschaft einer Zeitung namens *New-York Packet* eines Tages, am Dienstag, dem 30. Oktober 1787, auf der Titelseite des Blattes eine Anzeige für einen Almanach vorfand, der Tabellen mit Angaben zum «Aufgang und Untergang der Sonne», zur «Beurteilung des Wetters», zur «Länge von Tagen und Nächten» und als Zugabe etwas vollkommen Neues enthielt: die Verfassung der Vereinigten Staaten, 4400 Wörter, die das Handeln der verschiedenen Abteilungen des Regierungssystems und die Teilung seiner Gewalten darzustellen versuchten, als ob es sich dabei um Fragen der Physik wie den Durchgang des Mondes vor der Sonne oder den Wechsel der Gezeiten handelte.¹ Dies sollte den Beginn einer neuen Ära anzeigen, in welcher der Lauf der Geschichte vielleicht vorhersagbar gemacht und ein Regierungssystem geschaffen werden könnte, das nicht durch Zufall und Gewalt, sondern durch Vernunft und freie Entscheidung gelenkt werden würde. Die Ursprünge dieses Gedankens und sein Schicksal machen die amerikanische Geschichte aus.

Die Verfassung war mit mühseliger Arbeit und langen Auseinandersetzungen verbunden. Den ganzen Sommer über waren die Delegierten des Verfassungskonvents, in Kniebundhosen und ständig durchgeschwitzt, bei drückender Hitze und größter Geheimhaltung in Philadelphia zusammengekommen, die Fenster ihrer Versammlungshalle hatte man zum Schutz gegen Lauscher zugenanagelt. Bis Mitte September hatten sie einen

auf vier Seiten Pergament festgehaltenen Entwurf fertiggestellt. Sie gaben diesen Entwurf an Drucker weiter, die den Text seiner hochfliegenden Präambel setzten, beginnend mit einem riesigen W, das so scharf wie eine Vogelkralle daherkam:

Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, von der Absicht geleitet, unseren Bund zu vervollkommen, Gerechtigkeit zu verwirklichen, die Ruhe im Innern zu sichern, für die gemeinsame Verteidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu fördern und die Segnungen der Freiheit für uns und unsere Nachkommen zu bewahren, setzen diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika in Kraft.

Als der Sommer dem Herbst wich, wurde das freie Volk der Vereinigten Staaten, das die Verfassung als Beilage zu seinen Zeitungen und Almanachen vorfand, um eine Entscheidung gebeten, ob diese ratifiziert werden sollte oder nicht, und das zu einer Jahreszeit, in der die Menschen das Heu bündelten, Getreide mahlten, Leder gerbten, Hymnen sangen und die Nähte der Wintermäntel des letzten Jahres für fülliger gewordene Mütter und Väter erweiterten und die Kleidersäume ausließen für Kinder, die gewachsen waren.

Sie lasen dieses merkwürdige, ausgeklügelte Dokument und diskutierten über seinen Plan. Einige befürchteten, dass das neue System der Bundesregierung zu viel Macht einräume – dem Präsidenten, dem Kongress, dem Supreme Court oder allen dreien. Viele, wie etwa der 61-jährige George Mason aus Virginia, ein Delegierter, der seine Unterschrift verweigert hatte, wollten, dass die Verfassung auch eine Erklärung zu den Grundrechten enthielt, eine Bill of Rights. («Ein Gesetzentwurf könnte innerhalb von ein paar Stunden ausgearbeitet werden», hatte Mason den Konvent gebeten, ohne Erfolg.)² Andere beschwerten sich über diese oder jene Klausel, auch vor der Kommasetzung machte die Kritik nicht Halt. Dieses Dokument war keine leichte Lektüre. Einige Delegierte schlugen vor, es vollständig zu verwerfen und ganz von vorne anzufangen. «Kann nicht dieselbe Gewalt, die den letzten Konvent einberief, einen neuen ansetzen?», fragte ein Bürger. «Ist das Volk nicht immer noch sein eigener Herr?»³

Vieles von dem, was sie sagten, ist in Dokumenten festgehalten. «Die Anfangszeit der meisten Nationen ist in Schweigen gehüllt oder hinter

Legenden verborgen», stellte James Madison einmal fest.⁴ Nicht so die Vereinigten Staaten. Ihre Anfangszeit ist – wie die Zähne eines Kleinkindes in einem Einmachglas – in den vier Pergamentblättern der Verfassung aufbewahrt, auf den Seiten von Almanachen, die das Wetter einer längst vergangenen Zeit festhalten, und durch Hunderte von Zeitungen, in denen Aufsätze für und wider die neue politische Ordnung neben den Schiffsmeldungen, Versteigerungshinweisen und Aufforderungen zur Rückerstattung von Menschen erschienen, die niemals ihre eigenen Herren gewesen waren – Frauen und Kinder, Sklaven und Diener – und die in der Hoffnung weggelaufen waren, für sich selbst und ihre Nachkommen die Segnungen der Freiheit zu erlangen.

Die Jahreszeit, in die diese Ratifikation fiel, war ein von der üblichen umtriebigen Geschäftigkeit geprägter Herbst. In der Ausgabe des *New-York Packet* vom 30. Oktober 1787 gab ein Schulmeister bekannt, dass er Unterricht in «Lesen, Schreiben, Rechnen und Handelsbuchhaltung» in Räumlichkeiten nahe der City Hall erteilte. Die Konkursmasse von Gearey, Champion und Co., in erster Linie «ein großes und allgemeines Sortiment von Drogeriewaren und Medizinen», stand zur Versteigerung an. Mehrmastige Segelschiffe aus London und Liverpool und Schoner aus St. Croix, Baltimore und Norfolk hatten im Hafen Anker geworfen; Schaluppen aus Charleston und Savannah hatten ihre Fangleinen an den Anlegern festgemacht. Ein Schotte lobte für die Rückgabe seiner gestohlenen, 14 Handbreit hohen, kastanienbraunen Stute eine Belohnung aus. Ein Händler mit einem Lagerhaus am Peck Slip wollte die Leserschaft wissen lassen, dass er Stockfisch, eine gewisse Menge an Sirup, gemahlene Ingwer in Fässern, York-Rum, gepökelten Kabeljau, Schreibpapier und Männerschuhe zu verkaufen hatte. Und der *Columbian Almanack* war, mit oder ohne Verfassung als Beilage, käuflich zu erwerben bei der Druckerei, bei der sich die New Yorker auch nach einem Preis für diese beiden Menschen erkundigen konnten:

ZU VERKAUFEN. EIN ANSEHNLICHES junges NEGRO MÄDCHEN, 20 Jahre alt, sie ist gesund und hatte die Pocken, sie hat ein kleines männliches Kind.

Von der Mutter hieß es, sie sei «bei der Hausarbeit bemerkenswert geschickt»; ihr Baby war «etwa 6 Monate alt» und wurde noch gestillt. Bei-

der Namen wurden nicht genannt.⁵ Sie unterstanden nicht ihrer eigenen Vernunft und freien Entscheidung. Sie wurden durch Gewalt und Zwang beherrscht.

Zwischen der alltäglichen Grausamkeit der Sklaverei und den neuesten Nachrichten vom Apotheker erschien auf Seite 2 der Ausgabe des *New-York Packet* an jenem Tag ein Essay unter der Überschrift «THE FEDERALIST No. 1». Der anonym bleibende Verfasser war ein draufgängerischer 30-jähriger Rechtsanwalt namens Alexander Hamilton. «Sie sind nun dazu aufgerufen, über eine neue Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika zu beraten», teilte er seiner Leserschaft mit. Aber es stehe noch mehr auf dem Spiel, betonte er. Eine falsche Entscheidung würde «ein Unglück für die gesamte Menschheit» bedeuten. Die Vereinigten Staaten seien ein Experiment in Sachen Politik und stünden für ein neues Zeitalter in der Geschichte der politischen Ordnung:

Es scheint dem Volk dieses Landes vorbehalten zu sein, durch sein Verhalten und sein Vorbild die wichtige Frage zu entscheiden: Sind menschliche Gesellschaften wirklich dazu fähig, eine gute politische Ordnung auf der Grundlage vernünftiger Überlegung und freier Entscheidung einzurichten, oder sind sie für immer dazu verurteilt, bei der Festlegung ihrer politischen Verfassung von Zufall und Gewalt abhängig zu sein?⁶

Das war die Frage jenes Herbstes. Und es ist in gewisser Weise die Frage jeder anderen seitdem vergangenen Jahreszeit gewesen, die Frage jedes Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs, an Regen- und an Schneetagen, an klaren Tagen und an bewölkten Tagen, beim Donnerschlag eines jeden Gewittersturms. Kann eine politische Gesellschaft wirklich durch Überlegung und Wahlen gelenkt werden anstatt durch Zufall und Gewalt, Vorurteile und Täuschung? Gibt es irgendeine Übereinkunft zur politischen Ordnung – irgendeine Verfassung –, durch die es einem Volk ermöglicht wird, sich selbst zu regieren, gerecht und ehrlich und als Gleichberechtigte, durch die Ausübung von Urteilskraft und Fürsorge? Oder sind ihre Anstrengungen, ganz gleich wie die Verfassung aussieht, dazu bestimmt, korrumpiert zu werden, wird ihre Urteilskraft durch Demagogie getrübt, unterliegt ihre Vernunft dem haltlosen Zorn?

Diese Frage ist in allen Wetterlagen die Frage der amerikanischen Geschichte. Sie ist auch die Frage dieses Buches, einer Darstellung der

Ursprünge, des Verlaufs und der Konsequenzen des amerikanischen Experiments über einen Zeitraum von mehr als vier Jahrhunderten hinweg. Es ist keine einfache Frage. Mir fiel einmal ein Buch in die Hand, dessen Titel *The Constitution Made Easy* lautete.⁷ Die Verfassung kann indessen nicht vereinfacht dargestellt werden. Sie war niemals dazu bestimmt, einfach zu sein.

DAS AMERIKANISCHE EXPERIMENT beruht auf drei politischen Ideen – «diesen Wahrheiten», wie Thomas Jefferson sie nannte –, auf politischer Gleichheit, naturgegebenen Rechten und der Volkssouveränität. «Wir erachten diese Wahrheiten als heilig & unbestreitbar», schrieb Jefferson 1776 in einem Entwurf der Unabhängigkeitserklärung:

dass alle Menschen gleich & unabhängig geschaffen sind, dass sie, weil sie gleich geschaffen sind, natürliche & unveräußerliche Rechte besitzen, zu denen die Erhaltung des Lebens & Freiheit & das Streben nach Glück gehören; dass zur Sicherung dieser Ziele Regierungen unter den Menschen eingerichtet werden, die ihre rechtmäßige Macht aus der Zustimmung der Regierten herleiten.

Die Wurzeln dieser Ideen sind so altherwürdig wie Aristoteles und so alt wie die Genesis, und ihre Verästelungen greifen so weit aus wie das Gezeig einer Eiche. Aber sie sind die Grundsätze, auf denen diese Nation errichtet wurde: Durch ihre Erklärung entstand die Nation. In den seitdem vergangenen Jahrhunderten sind diese Grundsätze in Ehren gehalten, herabgesetzt und angefochten worden, sie wurden verteidigt, waren umstritten, wurden bekämpft. Nachdem Benjamin Franklin Jeffersons Entwurf gelesen hatte, griff er zu seiner Schreibfeder, kratzte die Wörter «heilig & unbestreitbar» heraus und schlug vor, dass «diese Wahrheiten» stattdessen «selbstverständlich» seien. Das war mehr als eine bloße Spitzfindigkeit. Wahrheiten, die heilig und unbestreitbar sind, sind gottgegeben und göttlichen Ursprungs, ein Thema für die Religion. Wahrheiten, die selbstverständlich sind, sind Naturgesetze, empirisch beleg- und beobachtbar, ein Thema für die Wissenschaft. Diese Spaltung hat die Republik beinahe zerrissen.

Dennoch wird diese Spaltung fast immer übertrieben dargestellt, und es ist leicht, den Unterschied zwischen Jefferson und Franklin zu über-

treiben, der sich in diesen Zeilen auch im Stil niederschlägt: Franklins Bearbeitung ist kraftvoller. Die wahre Kontroverse spielt sich nicht zwischen Jefferson und Franklin ab, die beide jeweils für sich selbst versuchten, Glaube und Vernunft miteinander zu versöhnen, so wie das vor und nach ihnen viele andere Menschen versucht haben. Die wahre Kontroverse besteht zwischen «diesen Wahrheiten» und dem Gang der Ereignisse. Bestätigt die amerikanische Geschichte diese Wahrheiten, oder widerspricht sie ihnen?

Bevor das Experiment begann, unternahmen die Männer, die die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung schrieben, außerordentlich sorgfältige historische Studien. Sie hatten sich ihr Leben lang mit der Geschichte befasst. Benjamin Franklin war 81 Jahre alt, krumm und bucklig, als er mit seiner knotigen, von Altersflecken übersäten Hand 1787 die Verfassung unterschrieb. Als 25-Jähriger hatte er, sich gerade haltend wie ein junger Baum, einen Aufsatz mit dem Titel «Observations on Reading History» verfasst, auf einem «kleinen Stück Papier, das zufällig erhalten ist».⁸ Und er las weiterhin historische Literatur, machte sich Notizen und fragte sich Jahr für Jahr: Was lehrt uns die Geschichte?

Die Vereinigten Staaten beruhen auf einem Engagement für die Gleichheit, die in erster Linie eine im Christentum verwurzelte moralische Vorstellung ist, aber sie beruhen auch auf einem Engagement für das Untersuchen und Nachfragen. Ihre Gründerväter stimmten mit dem schottischen Philosophen und Historiker David Hume überein, der 1748 schrieb: «Diese Berichte über Kriege, Intrigen, Klüngel und Revolutionen sind ebensoviel Sammlungen von Erfahrungstatsachen, aus denen der Politiker oder Geisteswissenschaftler die Prinzipien seiner Wissenschaft feststellt.»⁹ Sie glaubten, dass die Wahrheit in Vorstellungen zur Moral, aber auch im Studium der Geschichte zu finden ist.

Es ist schon oft gesagt worden, im 21. Jahrhundert wie in früheren Jahrhunderten, dass es den Amerikanern an einer gemeinsamen Vergangenheit mangle und dass die auf einer rissigen Grundlage errichtete Republik auseinanderfalle.¹⁰ Dieses Argument hat zum Teil mit der Welt und Herkunft der Vorfahren zu tun: Die Amerikaner stammen von Eroberern und Eroberten ab, von Menschen, die als Sklaven gehalten wurden, und von Menschen, die Sklaven hielten, von der Union und von der Konföderation, von Protestanten und von Juden, von Muslimen und von Katho-

liken, von Einwanderern und von Menschen, die dafür gekämpft haben, die Einwanderung zu beenden. In der amerikanischen Geschichte ist manchmal – wie in fast allen Nationalgeschichten – der Schurke des einen der Held des anderen. Aber dieses Argument bezieht sich auch auf Fragen der Ideologie: Die Vereinigten Staaten sind auf der Basis eines Grundbestandes von Ideen und Vorstellungen gegründet worden, aber die Amerikaner sind inzwischen so gespalten, dass sie sich nicht mehr darin einig sind, wenn sie es denn jemals waren, welche Ideen und Vorstellungen das sind oder waren.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil eine Gesamtdarstellung der amerikanischen Geschichte von den Anfängen bis heute und über diese Spaltung hinweg schon seit langem nicht mehr unternommen wurde, weil das wichtig ist und weil es einen Versuch wert zu sein schien. Ein Grund, warum es wichtig ist, besteht darin, dass die Betrachtung der Geschichte als einer Form des Prüfens – nicht als etwas Einfaches oder Bequemes, sondern als etwas Forderndes und Anstrengendes – für die Gründung der Nation von zentraler Bedeutung war. Auch das war neu. Die ältesten Erzählungen der westlichen Kultur, die *Ilias* und die *Odyssee*, sind Epen und Geschichten von Kriegen und Königen, von Männern und Göttern, die gesungen oder gesprochen werden. Diese Geschichten waren Denkmäler, und das galt auch für die Geschichtsschreibung der Antike, deren Werke als Monumente gemeint waren. Thukydides schrieb: «Zum dauernden Besitz, nicht als Prunkstück fürs einmalige Hören ist [diese undichterische Darstellung] verfasst.» Herodot war der Ansicht, der Zweck der Geschichtsschreibung bestehe darin, dass «das Andenken an große und wunderbare Taten nicht erlöschen soll». Eine neue Art von Geschichtsschreibung, weniger am Gedenken orientiert und beunruhigender in der Absicht, trat erst im 14. Jahrhundert auf den Plan. Die Geschichtswissenschaft «ist eine Hauptwurzel der Philosophie, würdig und geeignet, zu ihren Wissenszweigen gerechnet zu werden», schrieb der nordafrikanische muslimische Gelehrte Ibn Chaldun 1377 in der Einleitung zu seiner Geschichte der Welt, in der er die Geschichtsschreibung als «genaue Erforschung der Ursachen der geschaffenen Dinge und ihrer Ausgangspunkte» definierte.¹¹

Nur sporadisch wurde die Geschichtsschreibung nicht nur zu einer Art des Gedenkens, sondern auch zu einer Art der Untersuchung, über die,

wie in der Philosophie, zu streiten war, deren Prämissen infrage gestellt, deren Beweise geprüft, deren Argumenten widersprochen wurde. Sir Walter Raleigh begann im frühen 17. Jahrhundert mit der Niederschrift seiner *History of the World* als Gefangener im Tower of London, wo man ihm gestattete, eine 500 Bücher umfassende Bibliothek einzurichten und zu nutzen. Die Vergangenheit, führte Raleigh aus, «hat uns mit unseren toten Vorfahren vertraut gemacht», aber sie erhelle auch die Gegenwart «durch den anwendbaren Vergleich des früheren Elends anderer Menschen mit unseren eigenen ähnlichen Irrtümern und Missetaten».¹² Das Studium der Vergangenheit öffnet das Gefängnis der Gegenwart.

Dieses neue Verständnis der Vergangenheit versuchte die Geschichtsschreibung von Glaubensfragen zu trennen. Die Bücher der Weltreligionen – der Tanach (die hebräischen Bibeltexte), das Neue Testament und der Koran – sind reich an Mysterien, Wahrheiten, die nur Gott weiß, Glaubensdingen. In den neuen Geschichtsbüchern zielten die Historiker darauf ab, Mysterien aufzulösen und ihre eigenen Wahrheiten zu entdecken. Der Wechsel von der Verehrung und Ehrfurcht zur Untersuchung und Forschung, vom Mysterium zur Geschichte, war von entscheidender Bedeutung für die Gründung der Vereinigten Staaten. Man musste sich dafür nicht vom Glauben an die Wahrheiten der geoffenbarten Religion lossagen, und niemandem wurde dadurch die Verpflichtung abgenommen, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Aber es erforderte, dass der Vergangenheit mit Skepsis begegnet wurde, dass die Anfänge nicht zur Rechtfertigung der Endzwecke betrachtet wurden, sondern um sie zu hinterfragen – mit Beweismaterial.

«Ich trage nichts anderes vor als einfache, klare Argumente und gesunden Menschenverstand», schrieb Thomas Paine, der hitzköpfige Sohn eines englischen Handwerkers, 1776 in seiner Schrift *Common Sense*. Könige hätten kein Recht zu herrschen, schrieb Paine, denn könnte man die Geschichte der Erbmonarchie bis zu ihren Ursprüngen nachvollziehen – «könnte man das Dunkel der Vergangenheit lichten und die Geschlechter bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen» –, dann käme man zu der Erkenntnis, «dass der erste von ihnen nichts Besseres war als der schlimmste Raufbold irgendeiner unsteten Bande». James Madison erklärte historischen Skeptizismus, diesen tief verwurzelten Empirismus, so: «Macht es nicht die Größe des amerikanischen Volkes aus, dass es, auch wenn es

den Vorstellungen früherer Zeiten und anderer Nationen den gebührenden Respekt zollt, dennoch nicht Gefahr läuft, aufgrund einer blinden Verehrung für das Alte, für eingefahrene Gewohnheiten oder für große Namen die Eingebungen seines eigenen gesunden Menschenverstands, die Kenntnis seiner eigenen Lage und die Lektionen seiner eigenen Erfahrung zu verwerfen?»¹³ Aus eigener Anschauung gewonnene Beweiskraft war für Madison das Allerwichtigste.

«Die Stunde für eine neue Ära der Politik hat geschlagen», schrieb Paine mit flammender Feder, «eine neue Denkweise ist entstanden.»¹⁴ Die eigene Unabhängigkeit zu erklären war schon für sich genommen ein Argument zur Beziehung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, ein Argument, das nach einer Beweiskraft ganz besonderer Art verlangte: nach dem historischen Beweis. Deshalb besteht die Unabhängigkeitserklärung zum größten Teil aus einer Auflistung historischer Fakten. «Zum Beweis hierfür seien der unvoreingenommenen Welt Tatsachen unterbreitet», schrieb Jefferson.

Tatsachen, Wissen, Erfahrung, Beweis. Diese Worte kommen aus dem Rechtswesen. Im Verlauf des 17. Jahrhunderts wanderten sie in das ein, was damals als «Naturgeschichte» bezeichnet wurde: Astronomie, Physik, Chemie, Geologie. Im 18. Jahrhundert fanden sie dann auch in der Geschichtsschreibung und in der Politik Verwendung. *Diese Wahrheiten:* Das war die Sprache der Vernunft, der Aufklärung, der Forschung und der Geschichtsschreibung. Als Alexander Hamilton dann im Oktober 1787 fragte: «Sind menschliche Gemeinschaften wirklich dazu fähig, eine gute politische Ordnung auf der Grundlage vernünftiger Überlegung und freier Entscheidung einzurichten, oder sind sie für immer dazu verurteilt, bei der Festlegung ihrer politischen Verfassung von Zufall und Gewalt abhängig zu sein?», war das die Art von Frage, die sich ein Wissenschaftler stellt, bevor er mit einem Experiment beginnt. Nur die Zeit konnte das zeigen. Aber inzwischen ist Zeit vergangen. Der Anfang ist zu einem Ende gekommen. Wie lautet nun das Urteil der Geschichte?

Dieses Buch versucht die Frage zu beantworten, indem es die Geschichte Amerikas erzählt, ausgehend vom Jahr 1492, von der Reise des Kolumbus, die Kontinente miteinander verband, und in einer Welt endend, die nicht nur verbunden ist, sondern verwickelt, verknotet und verflochten. Es berichtet über die Besiedlung der amerikanischen Kolo-

nien; über die Gründung der Nation und ihre Expansion durch Migration, Einwanderung, Krieg und Erfindungsgabe; ihren Niedergang, der in den Bürgerkrieg führte; ihren Eintritt in Kriege in Europa; ihren Aufstieg zur Weltmacht und ihre nach dem Zweiten Weltkrieg übernommene Rolle bei der Schaffung der modernen liberalen Weltordnung mit den Merkmalen: Rechtsstaat, individuelle Rechte, demokratische Regierung, offene Grenzen und freier Handel. Es erzählt die Geschichte der Konfrontation der Nation mit dem Kommunismus im Ausland und mit der Diskriminierung im eigenen Land; berichtet von ihren Brüchen und Spaltungen und von den Kriegen, die sie seit 2001 geführt hat, seit dem Jahr, in dem zwei Flugzeuge in die beiden Türme des World Trade Centers krachten, acht Häuserblocks entfernt vom Standort einer längst abgerissenen Druckerei, wo die Drucker des *New-York Packet* einstmals eine junge Mutter und ihr sechs Monate altes Baby ebenso zum Verkauf angeboten hatten wie den *Columbian Almanack*, mit oder ohne Verfassung als Beilage.

Mit dieser Geschichte habe ich eine Geschichte erzählt. Ich habe versucht, ehrlich und gerecht zu sein. Ich habe einen Anfang geschrieben und ich habe einen Schluss geschrieben und ich habe versucht, eine Kluft zu überwinden, aber ich habe nicht den Versuch unternommen, die ganze Geschichte zu erzählen. Niemand könnte das. Auf diesen Seiten fehlt vieles. Der Historiker Carl Degler erklärte in den 1950er Jahren die Regel, an die er sich bei der Entscheidung darüber hielt, was er in seine eigene Geschichte der Vereinigten Staaten – ein wunderschönes Buch mit dem Titel *Out of Our Past* – aufnehmen sollte und was nicht. «Die Leserschaft wird darauf hingewiesen, dass sie hier nichts über die Präsidentialregierungen in den Jahren von 1868 bis 1901 finden wird und dass die amerikanischen Indianer und die Siedlungen des 17. Jahrhunderts nicht erwähnt werden», merkte Degler an. «Der Krieg von 1812 wird nur in einer Fußnote gestreift.»¹⁵ Auch ich musste sehr vieles überspringen. Einige sehr wichtige Ereignisse haben es nicht einmal in die Fußnoten geschafft, die ich so kurz gehalten habe wie die Fingernägel eines Babys.

Bei der Entscheidung darüber, was ich aufnehmen und was ich weglassen sollte, habe ich mich auf das beschränkt, was ein Volk, das eine Nation bildet, zu Beginn des 21. Jahrhunderts meiner Ansicht nach über die eigene Vergangenheit wissen muss, und das in erster Linie, weil dieses Buch zugleich auch als altmodisches Gemeinschaftskundebuch gedacht

ist, als Erklärung der Ursprünge und Zwecke demokratischer Institutionen, vom Town Meeting bis zum Parteiensystem, vom Nominierungskonvent bis zur geheimen Abstimmung, vom Talkradio bis zu Internetumfragen. Dieses Buch ist in erster Linie eine politische Geschichte. Der Militär- und Diplomatiegeschichte oder der Sozial- und Kulturgeschichte widmet es nur sehr wenig Aufmerksamkeit. Aber es enthält Episoden aus der Geschichte des amerikanischen Rechts, der Religion, des Journalismus und der Technologie, und das in erster Linie, weil dies Bereiche sind, in denen die Frage, was wahr ist und was nicht, manchmal geklärt worden ist.

Neben einer kurzen Geschichte der Vereinigten Staaten und der Einführung in die Gemeinschaftskunde verfolgt dieses Buch noch ein weiteres Ziel: Es ist eine Erklärung des Wesens der Vergangenheit. Geschichte ist nicht nur ein Fachgebiet; sie ist auch eine Methode. Meine Methode ist, allgemein gesagt, die Toten für sich selbst sprechen zu lassen. Ich habe ihre Worte zwischen diese Seiten gepresst, wie Blumen, wenn es wegen ihrer Schönheit geschah, oder wie Insekten, wegen ihrer Scheußlichkeit. Die Arbeit des Historikers ist nicht die Arbeit des Kritikers oder des Moralisten; sie ist die Arbeit des Spürhunds und des Geschichtenerzählers, des Philosophen und des Wissenschaftlers, des Hüters der Überlieferungen, der Wahres erzählt.

Was also nun mit der amerikanischen Vergangenheit? In der amerikanischen Geschichte gibt es natürlich sehr viel Leid und noch mehr Heuchelei. Keine Nation und kein Volk sind davon frei. Aber in der amerikanischen Vergangenheit finden sich auch außergewöhnlich viel Anständigkeit und Hoffnung, Wohlstand und Ehrgeiz und vor allem viel Erfindergeist und Schönheit. Manche amerikanischen Geschichtsbücher versäumen es, die Vereinigten Staaten zu kritisieren, andere tun nichts anderes. Auf dieses Buch trifft keines von beiden zu. Die Wahrheiten, auf die diese Nation gegründet wurde, sind keine Mysterien, keine Glaubensartikel, die niemals infrage zu stellen sind, als wäre die Staatsgründung eine Tat Gottes gewesen, noch sind sie Lügen und alle Tatsachen Fiktionen, als könnte man in einer Welt ohne Wahrheit überhaupt nichts wissen. Zwischen Ehrfurcht und Anbetung auf der einen und Respektlosigkeit und Verachtung auf der anderen Seite liegt ein unbequemer Weg, der sich fernhält von falscher Hochachtung wie auch von kleinlichem Triumphieren über Menschen, die

lebten und starben und ihre mutigen Taten wie auch ihre Sünden und Irrtümer lange Zeit, bevor wir es ihnen gleichtun konnten, begingen. «Wir können diesen Boden nicht heiligen», sagte Lincoln in Gettysburg. Wir sind stattdessen gezwungen, auf diesem Boden zu wandeln und uns dabei den Lebenden und den Toten zu widmen.

Noch ein letztes Wort dann über das Erzählen von Geschichten und die Wahrheit. «Ich habe diesen Brief fünfmal angefangen und fünfmal zerrissen», schrieb James Baldwin 1962 in einem Brief an seinen Neffen. «Ständig sehe ich Dein Gesicht vor mir, das auch das Gesicht Deines Vaters ist, meines Bruders.» Sein Bruder war tot; er wollte seinem Neffen davon erzählen, was es bedeutet, ein Schwarzer zu sein, auch vom Kampf um Gleichberechtigung und davon, wie ungeheuer wichtig und wie spannend und dringend es war, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen und über die eigene Herkunft nachzudenken. Er fuhr fort:

Ich kenne Euch beide schon Euer ganzes Leben, ich habe Deinen Daddy auf dem Arm gehabt und auf meinen Schultern getragen, ihn geküsst und versohlt und zugesehen, wie er laufen lernte. Ich weiß nicht, ob Du jemanden schon so lange kennst; wenn Du jemanden so lange schon liebst, erst als Kleinkind, dann als Jungen, dann als Mann, blickst Du ganz anders auf die Zeit, auf menschliche Qual und Mühsal. Andere sehen nicht, was ich sehe, wenn ich Deinem Vater ins Gesicht blicke, denn hinter dem Gesicht Deines Vaters, wie es heute ist, liegen all seine anderen Gesichter.¹⁶

Niemand kann eine Nation bis in eine so weit zurückreichende Zeit kennen, ab ihrer Geburt, mit oder ohne Milchzähne, die in einem Glas aufbewahrt werden. Aber die Beschäftigung mit der Geschichte ist von dieser Art, man schaut in ein Gesicht und sieht dahinter ein anderes, Gesicht um Gesicht um Gesicht. «Du musst wissen, woher Du kommst», schrieb Baldwin seinem Neffen.¹⁷ Die Vergangenheit ist ein Erbe, ein Geschenk und eine Bürde. Man kann ihr nicht ausweichen. Man nimmt sie überallhin mit. Es gibt keinen anderen Weg, als sie kennenzulernen.

DIESE
WAHRHEITEN



ERSTER TEIL

DIE IDEE

1492–1799

«So war anfangs die ganze Welt ein Amerika.»

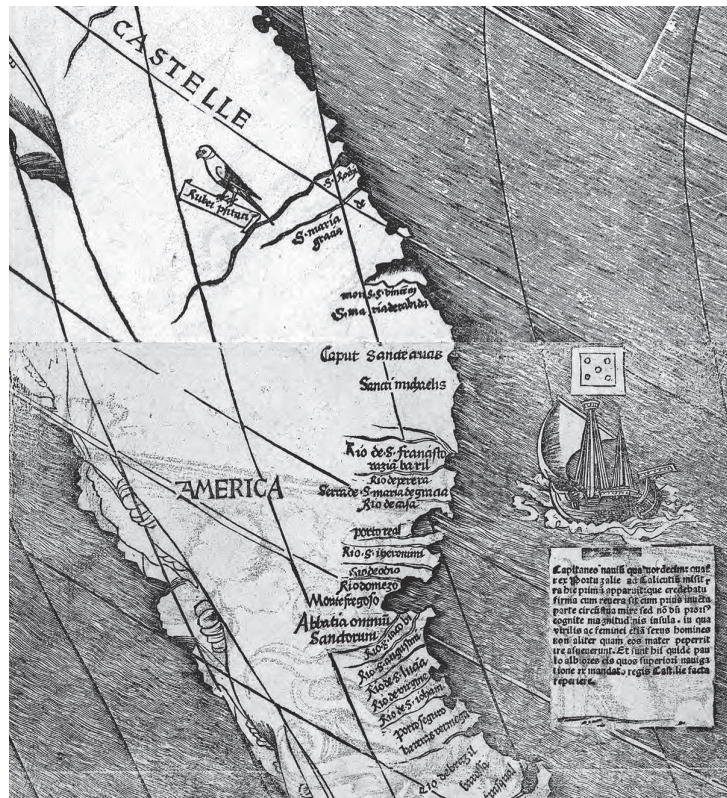
John Locke, *Zweite Abhandlung
über die Regierung* (§ 49), 1689

Vorhergehende Seite:

John Durand malte 1767 die frühreife sechsjährige New Yorkerin Jane Beekman mit einem Buch in der Hand und tief in Gedanken.

EINS

Das Wesen der Vergangenheit



Der Name «Amerika» erschien erstmals als Bezeichnung für eine nicht näher definierte Landmasse auf einer im Jahr 1507 angefertigten Weltkarte.

«WIR ERBLICKTEN NACKTE MENSCHEN», schrieb ein breitschultriger Schiffskapitän aus Genua in sein Bordbuch, als er nach wochenlanger Fahrt, auf der er nur das schwarzblaue Wasser des Ozeans zu sehen bekommen hatte, auf festes Land zuhielt. Zumindest nimmt man an, dass Christoph Kolumbus diese Worte an einem Oktobertag des Jahres 1492 in

sein Bordbuch geschrieben hat, wobei die Tintenspur, die sich über die Seite zieht, der Spur gleicht, die eine davonkriechende Schnecke auf sandigem Boden hinterlässt. Niemand weiß mit Sicherheit, was der Kapitän an jenem Tag schrieb, denn sein Bordbuch ging verloren. Ein Kutte und Tonsur tragender Dominikanermönch namens Bartolomé de Las Casas hatte es in den 1530er Jahren teilweise kopiert, bevor es verschwand. Auch die Kopie des Mönchs ging verloren, bis ein alter Seemann den Text um das Jahr 1790 herum in der Bibliothek eines spanischen Herzogs wiederentdeckte. Die Witwe eines anderen Bibliothekars verkaufte 1894 einer Herzogin Pergamentstücke, die aussahen wie das Original von Kolumbus' Hand – sie trugen seine Unterschrift, und auf dem Umschlag war das Jahr 1492 vermerkt. Danach verschwand die Witwe, und mit ihr auch all das, was vom Originalbordbuch möglicherweise noch übriggeblieben war.¹

All dies kann man als unglückliche Umstände bezeichnen; nichts davon ist ungewöhnlich. Der größte Teil dessen, was einst existierte, ist verschwunden. Fleisch verwest, Holz verrottet, Mauern stürzen ein, Bücher verbrennen. Die Natur nimmt sich, was ihr zusteht, böse Absicht fordert weiteren Tribut. Geschichte ist das Studium dessen, was übrigbleibt, was zurückgelassen wird, und nahezu alles davon kommt infrage, sofern es die Verwüstungen der Zeit und des Krieges übersteht: Briefe, Tagebücher, DNA, Grabsteine, Münzen, Fernsehsendungen, Gemälde, DVDs, Viren, aufgegebene Facebookseiten, Niederschriften von Kongresshearings, Ruinen von Gebäuden. Einige dieser Dinge bleiben durch Zufall oder Versehen erhalten, so wie das eine Haus, das wie durch ein Wunder stehenbleibt, wenn ein Wirbelsturm eine ganze Kleinstadt in Trümmer legt. Aber das meiste dessen, was Historiker untersuchen, bleibt erhalten, weil es absichtlich aufbewahrt wird – es wird in einen Karton gelegt und dann auf den Dachboden getragen, in ein Bibliotheksregal gestellt, in einem Museum gelagert, fotografiert oder aufgezeichnet, auf einen Server heruntergeladen – sorgfältig erhalten, ja sogar katalogisiert. All dies zusammen, das Zufällige und das Intentionale, dieses Archiv der Vergangenheit – Überbleibsel, Relikte, eine Fundgrube des Wissens, Evidenzen dessen, was vor uns war, dieses Erbe – wird als historische Überlieferung bezeichnet, und sie ist zum Verrücktwerden unausgewogen, asymmetrisch und unfair.

Beim Betrachten einer derart lückenhaften Überlieferung ist Vorsicht

angebracht. Dennoch spricht auch das Fehlende zu uns. «Wir erblickten nackte Menschen», schrieb Kolumbus in sein Bordbuch (zumindest nach den Aufzeichnungen von Las Casas). «Allein mir schien es, als litten sie Mangel an allen Dingen», fuhr der Kapitän in seiner Beschreibung von Menschen fort, denen er auf einer Insel begegnete, die von diesen selbst Haiti («Land der Berge»), von Kolumbus jedoch Hispaniola genannt wurde – «die kleine spanische Insel», weil er meinte, dass sie keinen Namen habe. Es fehlte diesen Menschen an Waffen, berichtete er. Es fehlte ihnen an Werkzeugen. Er meinte, dass sie auch keinen Glauben hätten: «Sie gehören allem Anschein nach keiner Sekte an.» Es fehlte ihnen an Arglist, es fehlte ihnen an Misstrauen. «Ich werde bei meiner Rückfahrt sechs dieser Männer mit mir nehmen», schrieb er an den König und die Königin von Spanien, «um sie Euren Hoheiten vorzuführen, damit sie die Sprache (Kastiliens) erlernen», als hätten diese Menschen, unmöglicherweise, keine Sprache.² Später gestand er dann die Wahrheit ein: «Keiner von uns versteht die Worte, die sie sagen.»³

Zwei Monate, nachdem er Haiti erreicht hatte, machte sich Kolumbus für die Rückreise nach Spanien bereit, aber vor der Küste lief sein dreimastiges Flaggschiff auf Grund. Bevor das Schiff sank, retteten Kolumbus' Männer das Holz, um daraus ein Fort zu bauen; die gesunkenen Wrackteile wurden nie gefunden, sie bleiben für die Geschichte ebenso verloren wie alles, was die Bewohner von Haiti an jenem Tag sagten, an dem ein fremder Schiffskapitän an ihre Gestade gespült wurde. Auf der Heimreise, auf einem kleineren, voll getakelten und schnellen Schiff, zerbrach sich Kolumbus den Kopf über alles, was er an den Menschen, denen er begegnet war, nicht verstanden hatte, Menschen, die er «Indianer» nannte, weil er der Ansicht war, er sei nach Indien gelangt. Möglicherweise wurde ihm dabei klar, dass es sich keineswegs so verhielt, dass diese Menschen weder eine Religion noch eine Sprache hatten, sondern dass diese Dinge Rätsel waren, die er nicht auflösen konnte, Dinge, die sich seinem Verständnis entzogen. Er brauchte Hilfe. In Barcelona engagierte er Ramón Pané, einen Priester und Gelehrten, als Begleiter für seine nächste Reise, bei der er «den Glauben und den Götzendienst der Indianer und ... die Art, in der sie ihren Göttern huldigen, ... entdecken und verstehen» wollte.⁴

Pané begleitete Kolumbus im Jahr 1493. Bei der Ankunft auf Haiti begegnete Pané einem Mann namens Guaticabanú, der alle auf der Insel

gesprochenen Sprachen beherrschte, der Panés Sprache, Kastilisch, erlernte und ihm seine eigene Sprache beibrachte. Pané lebte vier Jahre lang bei den Taíno und übergab Kolumbus seinen Bericht, ein Manuskript, das er mit *Relación de las antigüedades de los indios* überschrieb. Es verschwand nur wenig später.

Die Schicksale alter Bücher sind so unterschiedlich wie die Tiefen des Ozeans. Bevor Panés *Relación* verschwand, schrieb Kolumbus' Sohn Ferdinand, der an einer Biografie seines Vaters arbeitete, den Text ab, und obwohl Ferdinand Kolumbus' Buch bis zu seinem Tod im Jahr 1539 unveröffentlicht blieb, war seine Abschrift von Panés außergewöhnlichem Bericht bis dahin von anderen Gelehrten kopiert worden, unter anderem auch von dem gebildeten und beharrlichen Las Casas, einem außergewöhnlich fleißigen Leser, der keine Seite unbeachtet ließ. Ein Gelehrter in Venedig arbeitete 1570 noch an einer Übersetzung von Panés Bericht ins Italienische, als er, der Spionage für Frankreich verdächtigt, im Gefängnis starb. Seine Übersetzung erschien dennoch im Jahr 1571, und so kam es, dass der überlieferte Text, der Panés Originalbericht noch am nächsten kommt, eine armselige italienische Fassung von Worten ist, die zuvor bereits viele Male übersetzt worden waren, aus anderen Sprachen in Guaticabanús Sprache, aus Guaticabanús Sprache ins Kastilische, und schließlich, von Pané selbst, aus dem Kastilischen.⁵ Und dennoch bleibt dieser Text ein Schatz.

«Ich schrieb ihn eilig nieder und hatte nicht genug Papier», entschuldigte sich Pané. Er hatte die Geschichten der Taíno gesammelt, obwohl es ihm schwerfiel, sie zu verstehen, weil nach seinem Empfinden so viele davon einander widersprachen. «Weil sie weder über eine Schrift noch über Buchstaben verfügen, können sie nicht gut darüber berichten, wie sie dies von ihren Vorfahren erzählt bekommen haben, und deshalb sagen sie nicht alle dasselbe.» Die Taíno besaßen keine Schriftsprache. Aber im Gegensatz zu Kolumbus' erstem Eindruck hatten sie mit allergrößter Sicherheit eine Religion. Sie nannten ihren Gott Yúcahu. «Sie glauben, dass er im Himmel und unsterblich ist, dass niemand ihn sehen kann und dass er eine Mutter hat», erklärte Pané. «Aber er hat keinen Anfang.» Außerdem wusste er mitzuteilen: «Sie wissen ebenfalls, woher sie kamen, wo Sonne und Mond ihren Ursprung hatten, wie das Meer entstand und wohin die Toten gehen.»⁶

Die Menschen ordnen ihre Welten mit Geschichten über ihre Toten

und ihre Götter und die Ursprünge ihrer Gesetze. Die Taíno erzählten Pané, dass ihre Vorfahren einst in Höhlen lebten, die sie nur nachts verließen, aber einmal seien einige von ihnen zu spät zurückgekehrt und daraufhin von der Sonne in Bäume verwandelt worden. Ein andermal tötete ein Mann namens Yaya seinen Sohn Yyael und legte seine Knochen in einen Kürbis, den er ans Dach seiner Behausung hängte, und als seine Frau den Kürbis wieder herunterholte und öffnete, hatten sich die Knochen in Fische verwandelt, und die Menschen aßen die Fische, aber als sie den Kürbis abermals aufzuhängen versuchten, fiel er zu Boden, das ganze Wasser lief heraus, und so entstanden die Ozeane.

Die Taíno besaßen keine Schriftsprache, aber sie hatten eine Regierungsform. «Sie haben ihre Gesetze in alten Liedern zusammengefasst, und damit regieren sie sich», berichtete Pané.⁷ Sie sangen ihre Gesetze, und sie sangen ihre Geschichte. «Diese Lieder leben eher in ihrer Erinnerung fort als in Büchern», hielt ein anderer spanischer Geschichtsschreiber fest, «und auf diese Weise rezitieren sie die Genealogie der Kaziken, Könige und Adligen, die sie hatten, deren Taten und die guten und schlechten Zeiten, die sie erlebt haben.»⁸

In diesen Liedern erzählten sie ihre Wahrheiten. Sie erzählten davon, wie die Tage, Wochen und Jahre, nachdem der breitschultrige Kapitän ihre Insel zum ersten Mal gesehen hatte, die schlimmste Zeit überhaupt waren. Ihr Gott Yúhacu hatte einst vorausgesagt, dass sie «ihre Herrschaft nur kurze Zeit genießen würden, weil ein Kleider tragendes Volk in ihr Land kommen würde, ein Volk, das sie besiegen und töten konnte.»⁹ So war es gekommen. Auf jener Insel, dem Land der Berge, lebten etwa drei Millionen Menschen, als Kolumbus dort an Land ging; fünfzig Jahre später waren es nur noch fünfhundert. Alle anderen waren gestorben, und ihre Lieder waren verstummt.

I

GESCHICHTEN VON URSPRÜNGEN beginnen fast immer in der Dunkelheit, mit Erde und Wasser und pechschwarzer Nacht. Die Sonne und der Mond kamen aus einer Höhle, erzählten die Taíno Pané, und die Ozeane flossen aus einem Kürbis. Die Irokesen, ein an den Großen Seen lebendes Volk, sagten, die Welt habe mit einer Frau begonnen, die auf dem Rücken einer Schildkröte lebte. Die Akan in Ghana erzählen eine Geschichte über einen Gott, der tief am Himmel lebte und der Erde nahe kam, bis eine alte Frau ihn mit ihrem Mörserstößel schlug, worauf er davonflog. «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde», heißt es im 1. Buch Mose. «Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe.»

Auch in der Geschichte der Geologie, die ihre Erkenntnisse aus Gesteinen und Knochen gewinnt, herrschte Finsternis auf der Tiefe. Das Universum entstand vor etwa 14 Milliarden Jahren, was sich aus den Spuren von Meteoriten und dem Nachleben der Sterne schließen lässt, der hell strahlenden und der fernen, schwach blinkenden und matten. Die Erde bildete sich vor rund vier Milliarden Jahren, wovon Sand und Steine, Meeresböden und Berggipfel erzählen. Die gesamte Landmasse der Erde war über einen sehr langen Zeitraum hinweg zusammengeballt, bis diese Masse vor etwa 300 Millionen Jahren allmählich auseinanderbrach; einzelne Teile lösten sich und trieben auseinander wie die Trümmer eines sinkenden Schiffes.

Belege für die entfernte Vergangenheit sind schwer bestimmbar, aber sie erhalten sich an den unwahrscheinlichsten Orten, selbst in den Nestern von amerikanischen Buschratten, einer Säugetierart, die vor 60 Millionen Jahren in Nordamerika auftauchte. Buschratten bauen Nester aus Stöckchen, Steinen und Knochen und urinieren darauf. Die Flüssigkeit wird so hart wie Bernstein und konserviert die Nester der Ratten, als würden sie hinter Glas zusammengepresst. Eine große Zahl von Tier- und Pflanzenarten, die in prähistorischer Zeit mit Buschratten das Habitat teilten, starb später aus und ging für immer verloren. Belege für ihre Existenz finden sich nur noch in Buschrattennestern, wo ihre erhaltenen Überreste nicht nur Hinweise auf die Evolution, sondern auch auf die Erdwärmung geben. Ein Buschrattennest ist kein geologisches Zeugnis. Es

ist eher einem Archiv vergleichbar, einer Sammlung, die zusammengetragen und gepflegt wurde wie eine Bibliothek mit alten Büchern und längst vergessenen Manuskripten, ein Schatz, ein Verzeichnis uralter Tiere und Pflanzen.¹⁰

Die Bestände an Fossilien sind noch ergiebiger. Charles Darwin hielt die aus erhaltenen Fossilien zu gewinnenden Erkenntnisse «für eine unvollkommene Geschichte der Erde, die in wechselnden Dialekten geschrieben ist».¹¹ Aus diesem Fossilienbestand lässt sich schließen, dass der *Homo sapiens*, der moderne Mensch, sich vor rund 300 000 Jahren in Ostafrika entwickelte, auf dem Territorium, das heute als Äthiopien bezeichnet wird, und in dessen Umgebung. Im Verlauf der folgenden 150 000 Jahre breiteten sich die frühen modernen Menschen über den Nahen und Mittleren Osten, Asien, Australien und Europa aus. Die Menschen verhalten sich wie Buschratten, sie legen Vorräte an, bewahren und behalten nützliche Dinge. Zu den Hinterlassenschaften der frühen modernen Menschen zählen, so unzureichend sie auch erhalten sein mögen, nicht nur Fossilien, sondern auch Artefakte, von Menschen hergestellte Dinge (das aus dem Lateinischen abgeleitete Wort enthält seine eigene Bedeutung, *arte + factum*, ein Artefakt ist ein gekonnt hergestelltes Faktum). Artefakte und der Fossilienbestand erzählen gemeinsam die Geschichte, wie Menschen vor etwa 20 000 Jahren auf den amerikanischen Doppelkontinent gelangten. Damals gab es für einige Zeit eine Verbindung zwischen der Nordwestspitze Alaskas und der Nordostspitze Asiens, nachdem eine Landmasse zwischen beiden Kontinenten über die Meereshöhe angehoben worden war. Sie ermöglichte es Menschen wie Tieren, zwischen dem heutigen Russland und Alaska hin- und herzuwechseln, über eine Entfernung von rund 1000 Kilometern hinweg, bis der Meeresspiegel wieder anstieg und die eine Hälfte der Welt abermals von der anderen Hälfte abgeschnitten wurde.

Im Jahr 1492 lebten im Nord- und Südteil des amerikanischen Doppelkontinents insgesamt etwa 75 Millionen Menschen.¹² Die Bewohner von Cahokia, der größten, im Überschwemmungsgebiet des Mississippi gelegenen Stadt Nordamerikas, hatten riesige freie Plätze angelegt und Erdhügel errichtet, von denen einige höher waren als die Pyramiden in Ägypten. Um das Jahr 1000 christlicher Zeitrechnung, bevor Cahokia von seinen Bewohnern verlassen wurde, lebten mehr als 10 000 Menschen an diesem

Ort. Die Azteken, Inka und Maya, große und uralte Zivilisationen, errichteten gewaltige Städte und führten sorgfältige Aufzeichnungen und Kalender von außerordentlicher Genauigkeit. Die aztekische Stadt Tenochtitlán, gegründet 1325, hatte mindestens eine Viertelmillion Einwohner, eine Zahl, die sie zu einer der größten Städte der Welt machte. Die meisten Menschen in Nord- und Südamerika lebten außerhalb solcher Städte in kleineren Ansiedlungen und ernährten sich als Jäger und Sammler. Viele Menschen waren Bauern, die Kürbisse, Mais und Bohnen anbauten, jagten und fischten. Sie hielten Schweine und Hühner, aber keine größeren Nutztiere. Sie sprachen Hunderte von Sprachen und praktizierten viele verschiedene Religionen. Die meisten verfügten über keine Schriftsprache. Sie glaubten an viele Götter und an die Göttlichkeit von Tieren und der Erde selbst.¹³ Die Taíno lebten in Dörfern mit ein- bis zweitausend Einwohnern, denen ein Kazike vorstand. Sie fischten und betrieben Landwirtschaft. Sie führten Kriege gegen ihre Nachbarn. Sie schmückten ihre Körper, sie bemalten sich mit roter Farbe. Sie sangen ihre Gesetze.¹⁴ Sie wussten, wohin die Toten gingen.

Im selben Jahr 1492 lebten in Europa etwa 60 Millionen Menschen, 15 Millionen weniger als in Nord- und Südamerika. Sie errichteten großartige Städte und Schlösser, Kathedralen und Tempel und Moscheen, Bibliotheken und Universitäten. Die meisten von ihnen betrieben Landwirtschaft und bearbeiteten eingezäuntes Land, bauten Feldfrüchte an und hielten Rinder und Schweine, Schafe und Ziegen. «Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan», sagt Gott in der Schöpfungsgeschichte zu Adam und Eva, «herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.» Sie sprachen und schrieben Dutzende von Sprachen. Sie hielten ihre religiösen Lehren und Geschichten auf Schriftrollen und in Büchern fest, in schöner und staunenswerter Gestalt. Sie waren Katholiken und (ab 1517) Protestanten, Juden und Muslime. Menschen verschiedenen Glaubens kamen über lange Zeiträume hinweg miteinander zurecht, und dann gelang ihnen dies über andere lange Zeiträume hinweg nicht, als ob sie sich gegenseitig das Herz aus dem Leib schneiden wollten. Ihr Glaube war ihre Wahrheit, das Wort ihres Gottes, so wie es ihren Propheten offenbart worden war, und, für Christen, die von Jesus gespro-

chenen Worte – die «frohe Botschaft» –, ihr Evangelium, schriftlich festgehalten.

Vor 1492 litt Europa unter Mangel und Hungersnöten. Nach 1492 verliehen die gewaltigen Reichtümer, die durch die Zwangsarbeit von Afrikanern aus der Erde geholt und von Amerika nach Europa gebracht wurden, den dortigen Regierungen neue Macht, die zum Aufstieg der Nationalstaaten beitrug.

Eine Nation ist ein Volk, das sich auf gemeinsame Vorfahren bezieht. Ein Staat ist eine politische Gemeinschaft, deren Zusammenleben durch Gesetze geregelt wird. Ein Nationalstaat ist eine politische Gemeinschaft, deren Zusammenleben durch Gesetze geregelt wird und die, zumindest theoretisch, ein Volk vereint, das sich auf gemeinsame Vorfahren bezieht (eine Möglichkeit der Bildung eines Nationalstaats ist die gewaltsame Entfernung von Menschen mit anderen Ahnenreihen aus der Bevölkerung). Die Nationalstaaten mussten sich zur Zeit ihrer Entstehung selbst erklären, und das taten sie durch das Erzählen von Geschichten über ihre Ursprünge, durch das Verknüpfen der Bänder von Mythen, als hätten beispielsweise alle Angehörigen der «englischen Nation» ein und dieselben Vorfahren, was natürlich nicht zutraf. Allzu oft sind die Geschichten von Nationalstaaten nur wenig mehr als Mythen, hinter denen sich die Nähte verbergen, mit denen die Nation an den Staat geflickt wird.¹⁵

Die Ursprünge der Vereinigten Staaten stecken in diesen Nähten. Als die Vereinigten Staaten 1776 schlicht und einfach ihre Unabhängigkeit erklärten, waren sie ein Staat, aber was machte sie zu einer Nation? Die Fiktion, dass ihr Staatsvolk gemeinsame Vorfahren habe, war offensichtlich absurd; diese Menschen kamen von überallher, und nachdem sie eben erst einen Krieg gegen England geführt hatten, war eine englische Herkunft so ziemlich das Letzte, was sie feiern wollten. Die frühesten Historiker der Vereinigten Staaten versuchten dieses Problem zu lösen, indem sie sich dafür entschieden, ihre Darstellung mit Kolumbus' Reise beginnen zu lassen und 1776 mit 1492 verbanden. George Bancroft veröffentlichte seine *History of the United States from the Discovery of the American Continent to the Present* im Jahr 1834, als die Nation kaum mehr als ein halbes Jahrhundert alt war, ein vor kurzem geschlüpfter, eben erst flügge gewordener Vogel. Indem Bancroft seine Darstellung mit Kolumbus begann, machte er die Vereinigten Staaten 300 Jahre älter, als sie waren – zu einem

alten Vogel mit vielerlei Federn. Und Bancroft war nicht nur Historiker, sondern auch Politiker: Er diente in der Regierung dreier US-Präsidenten, unter anderem auch als Kriegsminister in der Zeit der amerikanischen Expansion. Er glaubte an die «manifest destiny», die Idee von der «offenbaren Bestimmung» der Vereinigten Staaten, sich über den ganzen Kontinent auszubreiten, von Osten nach Westen. Für Bancroft war das Schicksal der Nation schon an dem Tag besiegelt, an dem Kolumbus die Segel setzen ließ. Indem er Amerika eine weiter ausgreifende Vergangenheit gab, hoffte er, die Gründung Amerikas als unvermeidlich und sein Wachstum als unaufhaltsam und gottgewollt erscheinen zu lassen. Außerdem wollte er die Vereinigten Staaten feiern, und zwar nicht als Ableger Englands, sondern als eine pluralistische und kosmopolitische Nation mit Vorfahren aus der ganzen Welt. «Frankreich trug zu ihrer Unabhängigkeit bei», hielt er fest, «der Ursprung der Sprache, die wir sprechen, führt uns nach Indien; unsere Religion kommt aus Palästina; einige der Lieder, die wir in unseren Kirchen singen, waren zuerst in Italien zu hören, andere in den Wüsten Arabiens, wieder andere an den Ufern des Euphrats; unsere Kunst stammt aus Griechenland, unsere Jurisprudenz aus Rom.»¹⁶

Doch die Ursprünge der Vereinigten Staaten reichen aus einem anderen, eher beunruhigenden Grund bis 1492 zurück: Die Gründungswahrheiten der Nation wurden in einem Schmelztiegel der Gewalt geschmiedet, sie waren das Ergebnis von außerordentlicher Grausamkeit, Eroberung und Gemetzel, der Ermordung ganzer Welten. Man kann sagen, dass die Geschichte der Vereinigten Staaten 1492 beginnt, weil die Idee der Gleichheit der entschlossenen Ablehnung der Idee der Ungleichheit entsprang, ein Bekenntnis zur Freiheit sich aus dem erbitterten Protest gegen die Sklaverei entwickelte und weil um das Recht auf Selbstverwaltung mit dem Schwert und, auf diesem Gebiet noch erbitterter, mit der Feder gekämpft wurde. Gegen Eroberung, Gemetzel und Sklaverei richtete sich die dringende und bleibende Frage: «Mit welchem Recht?»

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten 1492 beginnen zu lassen bedeutet, dass man mit feierlichem Ernst der Idee von Amerika selbst als einem Anfang gegenübertritt. Doch die Geschichte der Vereinigten Staaten ist –, weit entfernt von einer unvermeidlichen Gründung der Nation und ihrer unaufhaltsamen Expansion –, wie jede Geschichte eine dem Chaos

sehr nahekommende Abfolge von Eventualitäten und Zufällen, von Wundern und Schrecken, unglaublich, unwahrscheinlich und erstaunlich.

Zunächst einmal ist es, betrachtet man die vorliegenden Tatsachen, ein bisschen überraschend, dass es Westeuropäer waren, die 1492 einen Ozean überquerten, um eine verlorene Welt zu entdecken, und nicht irgendeine andere Gruppe von Menschen in irgendeinem anderen Jahr. Um eine solche Reise zu unternehmen, brauchte man Wissen, Fähigkeiten und Interesse. Die Maya, deren Territorium sich vom heutigen Mexiko bis nach Costa Rica erstreckte, wussten schon im Jahr 300 nach Christi Geburt genug über Astronomie, um einen Ozean überqueren zu können. Doch sie besaßen keine seetüchtigen Schiffe. Im antiken Griechenland wusste man bereits sehr viel über Kartografie. Claudius Ptolemäus, ein Astronom, der im 2. Jahrhundert lebte, hatte eine Methode entwickelt, mit der sich die Oberfläche der Weltkugel mit nahezu perfekten Proportionen auf eine zweidimensionale Fläche projizieren ließ. Aber die Christen des Mittelalters hatten, nachdem sie die Schriften des antiken Griechenland als heidnisch verworfen hatten, einen großen Teil des darin enthaltenen Wissens eingebüßt. Die Chinesen hatten im 11. Jahrhundert den Kompass erfunden und verfügten über ausgezeichnete Schiffe. Zheng He, ein chinesischer Muslim, der 1433 starb, hatte einen großen Teil der Küsten Asiens und Ostafrikas erkundet und auf seinen Reisen eine Flotte von 200 Schiffen mit 27 000 Seeleuten angeführt. Aber China war das reichste Land der Welt und gestattete im späten 15. Jahrhundert keine Seereisen mehr, die über den Indischen Ozean hinausführten – auf der Grundlage der Annahme, dass der Rest der Welt solche Anstrengungen nicht wert und uninteressant sei. Westafrikaner fuhren an Küsten entlang und Flüsse hinauf, die sie in ein gewaltiges Handelsnetz im Binnenland hineinführten, aber die vorherrschenden Winde und Meeresströmungen hinderten sie daran, nach Norden zu segeln, und sie wagten sich kaum einmal aufs offene Meer hinaus. Muslime aus Nordafrika und dem Nahen und Mittleren Osten, die das Wissen der Antike und die Berechnungen des Ptolemäus nie verworfen hatten, fertigten genaue Karten an und bauten seetüchtige Schiffe, aber weil sie den Handel im Mittelmeerraum ebenso beherrschten wie den Überlandhandel mit Gold in Afrika und den Gewürzhandel mit Asien, sahen sie keinen besonderen Anlass, weiter aufs Meer hinaus zu segeln.¹⁷

Deshalb hatte es in gewisser Weise auch mit Verzweiflung zu tun, dass die ärmsten und schwächsten christlichen Monarchen am äußersten westlichen Rand Europas, die mit Muslimen kämpften, der muslimischen Welt ihr Handelsmonopol neideten und großen Eifer bei der Verbreitung ihrer Religion entwickelten, sich jetzt um Reisewege nach Afrika und Asien bemühten, auf denen man nicht mehr das Mittelmeer durchfahren musste. Prinz Heinrich von Portugal begann in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit der Entsendung von Schiffen, die an der Westküste Afrikas entlangsegeln sollten. Die Portugiesen bauten Forts an der Küste und errichteten Kolonien auf Inseln, sie begannen mit afrikanischen Kaufleuten Handel zu treiben, kauften und verkauften Menschen, tauschten Münzen gegen Fleisch, wurden Handelsreisende in Sachen Sklaven.

Kolumbus, ein Bürger der pulsierenden Hafenstadt Genua, diente ab 1482 als Seemann auf portugiesischen Sklavenhändlerschiffen. Bereits 1484, er war zu diesem Zeitpunkt etwa 33 Jahre alt, legte er dem König von Portugal einen Plan für eine Schiffsreise in westlicher Richtung vor, mit der er Asien erreichen wollte. Der König berief einen Gelehrtenrat ein, um den Vorschlag zu prüfen, lehnte jedoch letztlich ab: Portugal war seinen Unternehmungen in Westafrika verpflichtet, und die vom König konsultierten Gelehrten stellten fest, dass Kolumbus die von ihm zurückzulegende Entfernung gewaltig unterschätzt habe. Bessere Berechnungen lagen der Reise von Bartolomeu Diaz zugrunde, einem portugiesischen Adligen, der 1487 die Südspitze Afrikas umrundete und damit bewies, dass es möglich war, vom Atlantik in den Indischen Ozean zu gelangen. Warum also westwärts über den Atlantik segeln, wenn bereits ein anderer Weg nach Osten entdeckt worden war?

Kolumbus unterbreitete seinen Vorschlag daraufhin dem König und der Königin von Spanien, die zunächst ebenfalls ablehnten. Sie widmeten ihre ganze Tatkraft dem Führen von Religionskriegen und säuberten ihre Untertanenschaft von Menschen mit anderen Vorfahren und anderen religiösen Vorstellungen. Ferdinand und Isabella ordneten im Frühjahr 1492, nach dem Fall der letzten noch verbliebenen muslimischen Stadt auf der Iberischen Halbinsel an die spanische Krone, die Vertreibung aller Juden aus ihrem Machtbereich an, und dann befahlen sie Kolumbus – im Vertrauen darauf, dass ihre mitleidlose Inquisition ihr Königreich von allen Muslimen, Juden, Ketzern und Heiden befreit hatte –, die Segel zu setzen,

Handel zu treiben und den christlichen Glauben zu verbreiten: zu erobern und aufzuzeichnen, zu sagen, was wahr ist, und es auch niederzuschreiben. So kam Kolumbus dazu, ein Tagebuch zu führen.

ETWAS NIEDERZUSCHREIBEN, macht es noch nicht zur Wahrheit. Aber die Geschichte der Wahrheit ist mit der Geschichte des Schreibens so fest verbunden wie ein Mast mit einem Segel. Die Schrift wird an drei verschiedenen Orten der Welt zu drei verschiedenen Zeitpunkten erfunden: um 3200 v. Chr. in Mesopotamien, um 1100 v. Chr. in China und um 600 n. Chr. in Mittelamerika. Die meisten Menschen, die bisher die Erde bevölkerten, konnten entweder nicht schreiben oder hinterließen, wenn sie es konnten, nichts Schriftliches, was einer der Gründe dafür ist, warum die historische Überlieferung so unerträglich ungerecht ist. Etwas niederzuschreiben ist wie das Erschaffen von Fossilien des Verstandes. Geschichten sind voller Macht und Energie; sie sind durchdrungen von Bedeutung, von Wahrheiten und Lügen, Ausflüchten und Ehrlichkeit. Das gesprochene Wort hat oft sehr viel mehr Gewicht und Dringlichkeit als das Schreiben. Aber die meisten Worte werden, einmal gesprochen, wieder vergessen, während das Geschriebene Bestand hat – ein wichtiger Punkt, auf den im frühen 17. Jahrhundert ein englischer Pfarrer namens Samuel Purchas hinwies. Purchas, der sich niemals weiter als 320 Kilometer von seinem Pfarrhaus entfernt hatte, war ein fleißiger und sorgfältiger Leser von Reiseberichten, weil er vorhatte, eine neue Geschichte der Welt zu schreiben.¹⁸ Purchas zog eine Gesamtbilanz der Unterschiede zwischen den Völkern aller Zeitalter und Orte, über die Kontinente und Jahrhunderte hinweg, und am meisten beeindruckte ihn dabei das, was er als «literall advantage» bezeichnete: die Bedeutung des Schreibens und der Schriftlichkeit. «Durch das Schreiben», hielt er fest, «scheint der Mensch unsterblich».¹⁹

Ein neues Kapitel in der Geschichte der Wahrheit – grundlegend für die Idee der Wahrheit, auf die die Vereinigten Staaten eines Tages alles setzen und ihre Unabhängigkeit erklären würden – wurde auf Kolumbus' erster Reise aufgeschlagen. Wenn jemals ein Mann im Lauf der Geschichte einen «Vorteil durch Geschriebenes» hatte, dann war dieser Mann Christoph Kolumbus. Kolumbus, dem dabei zwei seiner Schiffskapitäne als Zeugen dienten (so steht es jedenfalls in den Notizen von Las Casas), erklärte im

Oktober 1492 unter der glühend heißend Sonne von Haiti, dass er «im Namen des Königs und der Königin, meiner Herren, von der genannten Insel Besitz ergreife». Und dann schrieb er das auf.²⁰

Dieser Vorgang war neuartig und seltsam zugleich. Marco Polo, der im 13. Jahrhundert durch Ostasien gereist war, hatte dabei China nicht für Venedig beansprucht. Auch Sir John Mandeville, der im 14. Jahrhundert den Orient bereiste, versuchte nicht, Persien, Syrien oder Äthiopien in Besitz zu nehmen. Kolumbus hatte Marco Polos und Mandevilles Reiseberichte gelesen; er scheint diese beiden Bücher auf seiner Seereise bei sich gehabt zu haben.²¹ Kolumbus erstellte, im Unterschied zu Polo und Mandeville, keinen Überblick zur Lebensweise und den religiösen Überzeugungen der Völker, auf die er traf (erst später engagierte er Pané, der das für ihn erledigen sollte). Stattdessen entschied er für sich selbst, dass die Menschen, denen er begegnete, weder eine eigenständige Lebensweise noch irgendwelche religiösen Überzeugungen hätten. Jeden Unterschied nahm er als Mangel wahr.²² Er beharrte darauf, dass die Indigenen weder eine Religion noch irgendeine Art von Verwaltung hätten und deshalb Heiden und Wilde seien, die gar kein rechtmäßiges Eigentum besitzen könnten, und er scheute sich nicht, mit Hilfe eines schriftlichen Dokuments ihr Land zu beanspruchen. Diese Menschen waren ein Volk, das keine Wahrheit kannte; er würde seine Wahrheit zu ihrer eigenen machen. Er würde ihnen sagen, wohin die Toten gingen.

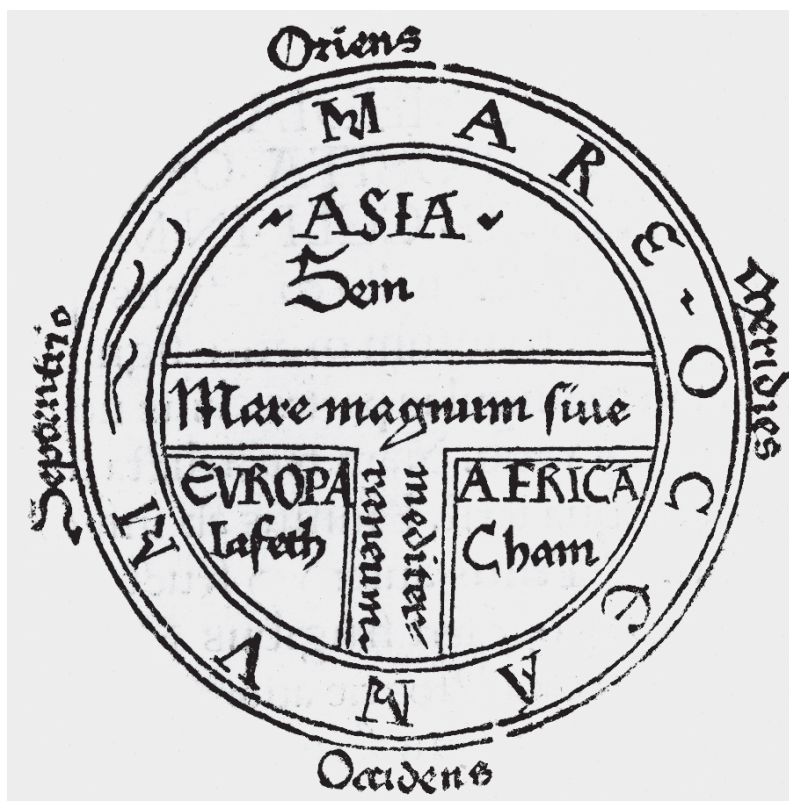
Kolumbus unterschied sich auch noch in einer anderen Hinsicht von Marco Polo und Mandeville: Er unternahm seine Reisen kurz nach der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg, einen gelernten Goldschmied aus Mainz. Der Buchdruck beschleunigte die Verbreitung von Wissen und erweiterte die historische Überlieferung: Alles, was gedruckt ist, bleibt vermutlich länger erhalten als das, was nur von Hand aufgeschrieben ist, weil der Druck für zahlreiche Kopien sorgt. Beide Männer wurden oft zusammengebracht. Ein französischer Philosoph des 16. Jahrhunderts schrieb: «Die Erfindung der Druckerpresse und die Entdeckung der Neuen Welt; dies beides ist in meinen Augen nicht nur mit der Antike, sondern mit der Unsterblichkeit zu vergleichen.»²³ Kolumbus erweiterte die Welt, Gutenberg sorgte dafür, dass sie sich schneller drehte.

Aber Kolumbus hielt die von ihm besuchten Länder nicht für eine

neue Welt. Er dachte, er habe nur einen neuen Weg in die alte Welt gefunden. Stattdessen schrieb Amerigo Vespucci, der wagemutige Notarssohn aus Florenz, der 1503 den Atlantik überquert hatte, über die Länder, die er dabei zu sehen bekam, man «könnte sie als eine neue Welt bezeichnen». Der Bericht, den Vespucci mit nach Hause brachte, erschien wenig später unter dem Titel *Mundus Novus* als Buch, das in acht Sprachen übersetzt wurde und in 60 verschiedenen Ausgaben erschien. Was Vespucci über seine Entdeckungen berichtete, war kaum zu glauben. «Ich fand in jenen südlichen Breiten einen Kontinent, der mit Völkern und Tieren dichter besiedelt ist als unser Europa oder Asien und Afrika.»²⁴ Es schien sich um einen Garten Eden zu handeln, um einen Ort, wie er bis dahin nur in der Vorstellung existiert hatte. Thomas More, ein Berater des englischen Königs Heinrich VIII., veröffentlichte 1516 einen fiktiven Bericht eines portugiesischen Seemanns auf einem von Vespuccis Schiffen, der angeblich noch ein bisschen weiter gereist war, bis zu einer Insel, auf der er eine perfekte Republik namens Utopia vorgefunden hatte – die Insel Nirgendwo.²⁵

Was bedeutete es, einen Ort zu finden an einer Stelle, wo sich nach allgemeiner Annahme das Nirgendwo befand? Schon seit langer Zeit hatte die Welt scheinbar aus drei Teilen bestanden. Erzbischof Isidor von Sevilla hatte im 7. Jahrhundert eine Enzyklopädie verfasst, die *Etymologiae*, die als Manuskript große Verbreitung fand – beeindruckende tausend handschriftliche Kopien sind bis heute erhalten –, und dort die Welt als einen von Ozeanen umgebenen Kreis dargestellt, der durch die Meere in drei Landmassen unterteilt wird, Asien, Europa und Afrika, die von Nachkommen der drei Söhne Noahs bewohnt werden: Sem, Ham und Japheth. Die *Etymologiae* wurden 1472 zu einem der allerersten Bücher, die mit beweglichen Lettern gedruckt wurden, und die Karte des Erzbischofs wurde zur ersten gedruckten Weltkarte.²⁶ Zwanzig Jahre später war sie veraltet.

Die Entdeckung, dass das Nirgendwo ein realer Ort war, bedeutete Arbeit für die Kartografen – eine andere Art des Schreibens, mit der Ansprüche auf Wahrheit und Besitzrecht erhoben wurden. Martin Waldseemüller, ein deutscher, am Westrand der Vogesen lebender Kartograf, der eine französische Übersetzung von *Mundus Novus* besaß, schnitzte auf zwölf Holzplatten eine neue Weltkarte, eine *Universalis Cosmogra-*



Eine Zeichnung, die Isidor von Sevilla im 7. Jahrhundert angefertigt hatte, wurde 1472 zur ersten in einem Buch abgedruckten Weltkarte; zwanzig Jahre später war sie veraltet.

phia, und druckte mehr als 1000 Exemplare davon. Die Käufer verbanden die zwölf Drucke zu einem Stück, das wie eine Tapete aufgehängt wurde und so eine imposante, 1,20 Meter mal 2,40 Meter große Karte ergab. Doch Tapeten verblassen und zerfallen: von Waldseemüllers Karte ist nur noch ein einziges Exemplar erhalten. Ein Wort auf dieser lange Zeit verloren geglaubten Karte hat sich aber länger erhalten als alles andere, was Waldseemüller je geschrieben hat. Mit einer Verneinung vor Vespucci erfand Waldseemüller ein Wort und gab dem vierten Teil der Welt, diesem unbekanntem Utopia, einen Namen: Er nannte ihn «America».²⁷

Dieser Name blieb durch bloßen Zufall hängen. Sonst hatte nicht viel Bestand. Die Taíno-Geschichte über die Höhle, die Geschichte der Irokesen über die Schildkröte, die Geschichte der Akan über die alte Frau mit dem Mörserstößel, die Geschichte von Adam und Eva aus dem Alten Testament – diese Geschichten wären unbekannt oder kaum bekannt, wenn sie nicht aufgeschrieben oder aufgezeichnet worden wären. Von Bedeu-

tung war, dass sie in Erinnerung blieben. Die Moderne begann, als Menschen, die darüber stritten, welche dieser Geschichten denn nun wahr sei, unterschiedliche Gedanken – über das Wesen der Wahrheit, das Wesen der Vergangenheit und das Wesen von Herrschaft – entwickelten.

II

IM JAHR 1493, ALS KOLUMBUS von seiner unvorstellbaren Reise zurückkehrte, sprach ein in Spanien geborener Papst per Schiedsspruch alle Ländereien auf der anderen Seite des Ozeans, alles, was westlich einer imaginären, etwa 300 Meilen westlich der Kapverdischen Inseln verlaufenden Demarkationslinie zu finden war, Spanien zu, während alles, was östlich dieser Linie lag, der Westteil Afrikas, Portugal zufallen sollte. Der Papst beanspruchte für sich das Recht zur Aufteilung von Ländern, die von Dutzenden Millionen Menschen bewohnt wurden, als sei er der Gott der Schöpfungsgeschichte. Die Oberhäupter Englands, Frankreichs und der Niederlande empfanden diese päpstliche Bekanntmachung als absurd. «Die Sonne scheint für mich ebenso wie für die anderen», sagte der König von Frankreich. «Ich würde gerne die Bestimmung in Adams Testament sehen, die mir meinen Anteil an der Welt verweigert.»²⁸ Auch auf der anderen Seite der Welt blieb der spanische Besitzanspruch nicht unangefochten. Ein Taíno-Mann sagte zu Guaticabanú, die Spanier «seien heimtückisch und hätten sich ihr Land mit Gewalt genommen».²⁹ Guaticabanú sagte das zu Ramón Pané, der es aufschrieb. Ferdinand Kolumbus schrieb es ab, und ebenso hielt es ein Gelehrter, der in Venedig im Gefängnis saß – als hätte jener Taíno-Mann vom Dach seiner Behausung einen Kürbis genommen, der die Knochen seines Sohnes enthielt, ihn geöffnet und damit einen Ozean voller Ideen ausgeschüttet. Zum Werk der Eroberung gehörte auch die Behauptung, dieser Ozean könne in den Kürbis zurückgeschöpft werden.

Der Ozean der Ideen passte nicht in einen Kürbis, und die Menschen in Europa wie auch in den beiden Amerikas suchten nach einem Sinn und fragten sich, wie Unterschiede und Gleichheit zu erklären seien. Sie stellten neue Fragen, und sie formulierten die alten Fragen schärfer: Sind alle Völker eins? Und wenn dem so ist: Mit welchem Recht kann dann ein Volk

sich das Land eines anderen oder dessen Arbeit aneignen – oder gar das Leben dieser Menschen?

Jede historische Bewertung dieser Fragen beginnt mit dem Zählen und Messen. Zwischen 1500 und 1800 wanderten etwa zweieinhalb Millionen Europäer auf den amerikanischen Doppelkontinent aus; sie brachten zwölf Millionen Afrikaner mit Gewalt dorthin; und bis zu 50 Millionen indigene Amerikaner starben, die meisten von ihnen an Infektionskrankheiten.³⁰ Europa umfasst etwa 10,3 Millionen Quadratkilometer, Nord- und Südamerika nehmen zusammen rund 51,8 Millionen Quadratkilometer ein. Die Geografie hatte Europas demografisches und wirtschaftliches Wachstum jahrhundertlang gehemmt. Diese Ära war beendet, als die Europäer Gebiete für sich beanspruchten, die fünfmal so groß waren wie Europa. Die Inbesitznahme von Nord- und Südamerika verschaffte den Europäern einen Überschuss an Land, sie beendete die Hungersnöte und führte zu vier Jahrhunderten wirtschaftlichen Wachstums, zu einem noch nie dagewesenen Wachstum, einem Wachstum, das viele Europäer als Beweis für die Gnade Gottes empfanden. Ein Spanier schrieb 1592 aus Neuspanien an seinen Bruder in Valladolid: «Dieses Land ist nicht schlechter als das unsere, nur gibt Gott uns hier mehr als dort, und es wird uns besser gehen.»³¹ Selbst die Armen kamen voran.

Die europäische Extrahierung der Reichtümer des amerikanischen Doppelkontinents ermöglichte den Aufstieg des Kapitalismus: neue Formen von Handel, Investitionen und Profit. Die Europäer verzeichneten allein in der Zeit von 1500 bis 1600 den Transport von fast 200 Tonnen Gold und 16 000 Tonnen Silber aus Amerika nach Europa; und noch sehr viel mehr war als Schmuggelware unterwegs. «Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung sind die beiden größten und bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit», schrieb Adam Smith 1776 in *The Wealth of Nations*. Aber die Reisen von Kolumbus und Diaz markierten auch einen Wendepunkt in der Entwicklung eines anderen Wirtschaftssystems, der Sklaverei: Der Reichtum Amerikas floss mit Hilfe der von Afrikanern geleisteten Zwangsarbeit nach Europa.³²

Die Sklaverei war in weiten Teilen der Welt jahrhundertlang praktiziert worden. Menschen neigten dazu, ihre Feinde zu versklaven, Widersacher, die ihnen andersartig genug vorkamen, um sie zu lebenslanger

Knechtschaft zu verdammen. Manchmal, wenn auch nicht oft, war der Sklavenstatus vererbbar: Auch die Kinder von Sklaven waren zu einem Leben in Sklaverei verdammt. Viele Kriege hatten mit Religion zu tun, und da viele Sklaven zugleich Kriegsgefangene waren, gehörten Sklaven und ihre Besitzer oft unterschiedlichen Religionen an: Christen versklavten Juden; Muslime versklavten Christen; Christen versklavten Muslime. Muslimische Händler aus Nordafrika hatten seit dem Mittelalter mit Afrikanern aus den Gebieten südlich der Sahara gehandelt, wo die Sklaverei weit verbreitet war. In weiten Teilen Afrikas galt Arbeit – und nicht Land – als einzige Form rechtmäßig anerkannten Eigentums, als Form der Sicherung von Wohlstand und des Erwerbs von Einkünften, was zur Folge hatte, dass afrikanische Staaten in der Regel klein waren und in afrikanischen Kriegen um Arbeitskräfte gekämpft wurde, anders als in Europa, wo Kriege um Land ausgetragen wurden. Menschen, die in afrikanischen Kriegen in Gefangenschaft geraten waren, wurden auf großen Märkten ge- und verkauft, und diese Geschäfte machten Händler, einheimische Würdenträger und Könige sowie, ab den 1450er Jahren, auch portugiesische Schiffskapitäne.³³

Kolumbus, ein Veteran dieses Gewerbes, berichtete König Ferdinand und Königin Isabella noch 1492, es wäre leicht möglich, alle Bewohner Haitis nach Kastilien zu schaffen, «da man mit einigen fünfzig Mann alle anderen niederhalten und zu allem zwingen könnte».³⁴ Die Spanier ließen ihre einheimischen Sklaven in Zuckerplantagen und Goldminen schuften, bis sie an Entkräftung starben, und viele weitere fielen Infektionskrankheiten zum Opfer. Schon bald griffen die Spanier auf eine andere Möglichkeit zurück, zu Zwangsarbeitern zu kommen – auf Afrikaner, die von Portugiesen verkauft wurden.

Die Europäer, die über jede Schiffsfracht genau Buch führten, gerieten in Verwirrung über eine außergewöhnliche Asymmetrie. Menschen wechselten von Europa und Afrika nach Nord- und Südamerika, Reichtum wechselte von beiden Amerikas nach Europa, und Tiere und Pflanzen wechselten von Europa nach Amerika. Aber nur sehr wenige Menschen oder Tiere oder Pflanzen wechselten von Amerika nach Europa, zumindest anfänglich nicht mit Erfolg. «Es hat den Anschein, als hätten wir es mit einer unsichtbaren Barriere zu tun, die das Durchkommen in östlicher Richtung verhindert, in westlicher Richtung hingegen zulässt»,

schrieb später ein Botaniker.³⁵ Die Migration von Menschen in nur einer Richtung leuchtete unmittelbar ein: Die Schiffe wurden von Menschen kontrolliert und bedient, und sie brachten sehr viel mehr Menschen nach Westen als nach Osten, transportierten Soldaten und Missionare, Siedler und Sklaven. Aber die Migration von Tieren und Pflanzen in nur einer Richtung war jahrhundertlang, bis ins Zeitalter Darwins, in dem die Theorie von Krankheitserregern aufkam, völlig rätselhaft und wurde oft durch die göttliche Vorsehung erklärt: Christen nahmen sie als Zeichen dafür, dass ihr Eroberungszug gottgewollt war.

Solche Zeichen gab es überreichlich. Kolumbus befahl 1493 bei seiner zweiten Reise über den Atlantik eine Flotte von 17 Schiffen mit insgesamt 1200 Mann Besatzung und außerdem noch eine andere Art von Armee: Saatgut und Setzlinge von Weizen, Kichererbsen, Melonen, Zwiebeln, Rettichen, Blattgemüse, Weinstöcken und Zuckerrohr, hinzu kamen Pferde, Schweine, Rinder, Hühner, Schafe und Ziegen, immer paarweise. Zwischen den Menschen, Pflanzen und Tieren verborgen, reisten auch noch blinde Passagiere mit, Samen, die in Tierfellen steckten oder sich an den Falten von Mänteln und Decken festklammerten, in Schmutzklumpen. Die meisten dieser Mitreisenden waren Samen von Pflanzen, die den Europäern als Unkraut galten, Gewächsen wie Rispengras, Gänseblümchen, Disteln, Brennesseln, Farngewächsen und Löwenzahn. Unkraut gedeiht am besten in aufgewühltem Boden, und nichts wühlt den Boden besser auf als ein Haufen von Männern, die Wälder abholzen, um Bau- und Brennmaterial zu gewinnen, und den Boden mit ihren Stiefeln ebenso bearbeiten wie mit den Hufen ihrer Pferde, Ochsen und Rinder. Das Vieh frisst Gras, die Menschen essen das Vieh, das Vieh verarbeitet Gras zu Nahrung, die Menschen essen können. Die von den Europäern in die Neue Welt gebrachten Tiere – Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe, Hühner und Pferde – hatten in Nord- wie in Südamerika keine Raubtiere zu fürchten, fanden aber ein reichhaltiges Nahrungsangebot vor. Sie vermehrten sich in einem – verglichen mit den Verhältnissen in Europa – unbegreiflichen Tempo. Der Rinderbestand verdoppelte sich alle fünfzehn Monate. Doch die Schweine waren unschlagbar. Schweine wandeln ein Fünftel des von ihnen aufgenommenen Futters in für Menschen geeignete Nahrung um (bei Rindern beträgt dieser Anteil dagegen nur ein Zwanzigstel); sie suchen sich ihre Nahrung selbst, und ein Wurf zählt

zehn oder mehr Junge. Wenige Jahre nach Kolumbus' zweiter Reise zählte die Nachkommenschaft der acht von ihm mitgeführten Schweine bereits mehrere Tausend Tiere. Ein zeitgenössischer Beobachter schrieb: «Die Bergregionen wimmelten nur so von ihnen.»³⁶

Die Menschen in der Neuen Welt starben unterdessen. Sie starben zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden, zu Hunderttausenden, Millionen von ihnen starben. Die Isolation des amerikanischen Doppelkontinents vom Rest der Welt seit Äonen hatte jetzt zur Folge, dass Krankheiten, gegen die Europäer und Afrikaner im Lauf der Jahrtausende immun geworden waren, den indigenen Völkern in Amerika vollkommen unbekannt waren. Europäische Schiffe brachten neben einer großen Zahl von Menschen, Tieren und Pflanzen auch unsichtbare Bataillone von Krankheiten mit: Pocken, Masern, Diphtherie, Keuchhusten, Windpocken, Beulenpest, Malaria, Typhus, Gelbfieber, Denguefieber, Scharlach, Amöbenruhr und Grippe – Krankheiten, die sich unter Menschen und ihren gezähmten Haustieren entwickelt hatten, die an dicht besiedelten, festen Orten – Städten – zusammenlebten, an denen menschliche und tierische Ausscheidungen zu Brutstätten für Ungeziefer und Krankheitsüberträger wie Mäuse, Ratten und Schaben wurden. Die meisten indigenen Völker Amerikas wohnten jedoch nicht in eng bebauten, festen Siedlungen, und selbst diejenigen, die in Dorfgemeinschaften lebten, wanderten oft mit den Jahreszeiten, bauten ihre Unterkünfte ab und errichteten sie anderenorts aufs Neue. Sie häuften keinen Unrat an, und sie lebten nicht in großer Zahl dicht beieinander. Diese Völker litten nur unter sehr wenigen ansteckenden Krankheiten. Europäer, die diesen Krankheiten schon seit Jahrtausenden ausgesetzt waren, hatten ein wirksames Immunsystem entwickelt, zu dem auch Antikörper gegen Bakterien gehörten, mit denen noch kein einziger Mensch in der Neuen Welt Bekanntschaft gemacht hatte.

Die Folge war eine Katastrophe. Statistisch steckten sich von einhundert Menschen, die zum ersten Mal dem Pockenvirus ausgesetzt waren, fast einhundert an, 25 bis 33 von ihnen starben. Noch vor ihrem Tod übertrugen sie die Krankheit auf viele andere Menschen: Die Inkubationszeit von Pocken liegt bei zehn bis vierzehn Tagen, und das bedeutete, dass Menschen, die sich selbst noch nicht krank fühlten, beim Anblick von Kranken häufig flüchteten und so die Erreger so weit wie nur möglich ver-

breiteten, bevor sie selbst zusammenbrachen. Manche der mit Pocken infizierten Menschen hätten sich auch wieder erholen können, wenn sie gepflegt worden wären, aber wenn eine von drei Personen krank war und viele Menschen flüchteten, blieb für die Betreuung der Kranken niemand mehr übrig, und so starben sie an Durst und Kummer und weil sie auf sich allein gestellt waren.³⁷ Und sie starben auch durch Misshandlung: Von der Krankheit bereits geschwächt und mangelhaft ernährt, zwang man sie, sich zu Tode zu arbeiten. Auf den Inseln in der Karibik starben so viele indigene Bewohner so schnell, dass die Spanier schon sehr früh beschlossen, weitere Gebiete zu erobern, um weitere Gefangene zu machen, die dann als Sklaven in ihren Gold- und Silberminen arbeiten sollten.

Die spanischen Konquistadoren betraten im Jahr 1513 erstmals das nordamerikanische Festland. Innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten umfasste Neuspanien nicht nur alles Land, das später zu Mexiko werden sollte, sondern auch noch mehr als die Hälfte dessen, was dann zum Festlandsgebiet der Vereinigten Staaten wurde, ein Territorium, das sich von Osten nach Westen von Florida bis nach Kalifornien erstreckte und im Norden bis nach Virginia am Atlantischen Ozean und bis zur Pazifikküste Kanadas reichte.³⁸ Die Krankheiten eilten den spanischen Invasoren noch voraus und verwüsteten weite Landstriche des Kontinents. Es wurde fast unvermeidlich zu einer gängigen Sichtweise, zunächst unter den Spaniern, später dann auch unter Franzosen, Niederländern und Engländern, den eigenen Wohlstand, die eigene gute Gesundheit und die fürchterlichen Krankheiten, die unter den indigenen Völkern wüteten, als göttliche Zeichen zu deuten. «Wenn man mit diesen Wilden in Berührung kommt, gibt es etwas, was anzumerken ich mir nicht versagen kann», schrieb ein französischer Siedler, «nämlich wie sehr doch in alledem der Wunsch Gottes sichtbar wird, dass sie ihr Land an neue Völker abtreten sollen.» Der Tod überzeugte diese neuen Völker umgehend von ihrem Recht und der Wahrheit ihres Glaubens. «Was die Indigenen anlangt, so sind sie nunmehr sämtlich den Pocken erlegen, so dass der HERR unsere Ansprüche klargestellt hat auf das, was wir besitzen», schrieb John Winthrop nach seiner Ankunft in Neuengland im Jahr 1630.³⁹

Die Europäer ersehnten sich diese Omen von ihrem Gott, denn sonst hatten ihr Rechtsanspruch auf das Land und ihr Recht, Sklaven zu halten, kaum eine Grundlage in den Gesetzen der Menschen. Oft verschaffte

ihnen dies eine Atempause. Der König von Spanien versammelte im Jahr 1504 eine Gruppe von Gelehrten und Juristen um sich, die ihm Leitlinien liefern sollte, ob die Eroberungspolitik «sich in Übereinstimmung mit menschlichem und göttlichem Recht befinde». Die Diskussion beschäftigte sich mit zwei Fragen: Besaßen die Indigenen eigenes Land (das heißt: hatten sie ein «Eigentumsrecht») und konnten sie sich selbst regieren (das heißt: besaßen sie «Souveränität»)? Bei der Beantwortung dieser Fragen beriefen sich die Ratgeber des Königs auf die Philosophie der Antike.

Nach römischem Recht sei eine Regierung für die Regelung von Eigentumsbeziehungen zuständig, brachten die Berater des Königs vor, und da die indigenen Völker – jedenfalls nach dem Bericht des Kolumbus – keine Regierung hätten, hätten sie auch keinen Besitz und demzufolge auch kein Eigentumsrecht. Zur Frage der Souveränität verwiesen die Berater des Königs auf Aristoteles' Politik. Aristoteles hatte geschrieben: «Herrschen und Gehorchen gehört nämlich nicht nur zu den wider natürlichen und notwendigen, sondern auch zu den nützlichen Dingen, und gleich bei der Geburt finden sich Unterschiede, die entweder zum Gehorchen oder zum Herrschen geeignet machen.» Alle Beziehungen sind nach Aristoteles hierarchische Beziehungen; die Seele herrscht über den Körper, Menschen herrschen über Tiere, Männer über Frauen und Herren über Sklaven. Die Sklaverei war für Aristoteles keine Frage von Gesetzen, sondern eine Frage der Natur: «Wer nämlich von Natur aus nicht sich selbst, sondern einem andern Menschen zugehört, der ist von Natur aus Knecht, und einem andern Menschen gehört, wer Besitztum dieses Menschen ist, und zwar Besitztum als selbständiges Werkzeug zum Handeln.» Diejenigen, die von Natur aus Besitztum anderer sind, sind zugleich weniger vernunftbegabt; diese Menschen sind «die natürlichen Knechte», meinte Aristoteles, «für die es ... besser ist, in solchem Dienst zu gehorchen.»⁴⁰

Der König war zufrieden: Die Indigenen waren nicht Eigentümer ihres Landes, und sie waren, von Natur aus, Sklaven. Die Eroberung wurde fortgesetzt. Aber auf der anderen Seite des Ozeans erklang von der Kanzel herab eine Trompete des Protestes. Der Dominikanerpater Antonio de Montesinos predigte im Dezember 1511 am vierten Adventssonntag in einer Kirche auf Hispaniola. Er widersprach den Beratern des Königs und

sagte, die Conquistadores würden unsägliche Verbrechen begehen. «Sagt, mit welchem Recht und mit welcher Gerechtigkeit haltet ihr diese Indianer in solch grausamer und entsetzlicher Knechtschaft? Mit welcher Machtbefugnis habt ihr solch verabscheuungswürdige Kriege gegen diese Menschen geführt, die ruhig und friedlich in ihren Ländern lebten, in denen ihr so unendlich viele von ihnen getötet und mit unerhörten Verheerungen ausgerottet habt?» Und dann fragte der Prediger: «Sind sie etwa keine Menschen?»⁴¹

Dieser Protest führte im Jahr 1513 zu einer beunruhigenden Entscheidung: Die Conquistadores sollten fortan allen Menschen, die sie zu besiegen und zu versklaven beabsichtigten, ein Dokument laut vorlesen, das sogenannte *Requerimiento*. Dieses Dokument bietet, kurz gesagt, eine Geschichte der Welt von der Schöpfung bis zur Eroberung, eine Erzählung von Ursprüngen, die als Rechtfertigung von Gewalt dient.

«Gott, unser Herr, der Einige und Ewige, schuf Himmel und Erde, einen Mann und eine Frau, von denen wir und ihr, alle Menschen auf der Welt abstammen, wie auch alle, die künftig nach uns kommen werden», heißt es am Anfang des Textes. Später wird dann die Bitte ausgesprochen, dass «ihr die Kirche als Oberherrn der ganzen Welt und in ihrem Namen den Summus Pontifex, Papst genannt, sowie an seiner Statt den König und die Königin Doña Johanna, unsere Herrn, als Oberherrn ... anerkennt.» Akzeptierten die Indigenen die Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose und die Behauptung, dass diese weit entfernt lebenden Herrscher das Recht hatten, auch über sie zu herrschen, so versprachen die Spanier: «Handelt ihr danach, dann tut ihr recht und erfüllt eure Pflicht; dann werden Ihre Hoheiten und ich in Ihrem Namen euch mit Liebe und Güte behandeln, euch eure Frauen und Kinder frei und ohne Dienstbarkeit belassen.» Für den Fall, dass die Indigenen diese Wahrheiten ablehnten, hatten die Spanier eine Warnung parat: «Dann werde ich, das versichern wir euch, mit Gottes Hilfe gewaltsam gegen euch vorgehen, euch überall und auf alle nur mögliche Art mit Krieg überziehen, euch unter das Joch und unter den Gehorsam der Kirche und Ihrer Hoheiten beugen, eure Frauen und Kinder zu Sklaven machen, sie verkaufen und über sie nach dem Befehl Ihrer Hoheiten verfügen.»⁴²

Mit dem *Requerimiento* in der Hand, mit seinen Versprechungen von Liebe und Güte und den gleichzeitig verkündeten Drohungen mit Ver-

nichtung und Zerstörung, marschierten die Spanier durch den nordamerikanischen Kontinent. Hernán Cortés, der Bürgermeister von Santiago de Cuba, führte 1519 mit dem festen Entschluss, zu bleibendem Ruhm zu reiten, 600 Spanier, mehr als 1000 Mann indigener Verbündeter und 15 Kanonen unter großem Getöse durch das Land. In Mexiko eroberte er Tenochtitlán, eine Stadt, der man später nachsagte, sie sei größer gewesen als Paris oder Rom, und zerstörte sie mitleid- und gnadenlos. Seine Männer verbrannten die Bibliotheken der Azteken, die Bücher, in denen ihre Lieder aufgezeichnet waren, ihre niedergeschriebenen Geschichten. Es war eine Verwüstung, die in einer Handvoll erhaltener *icnocuicatl*, Klageliedern, geschildert wird. Eines davon beginnt so:

*Zerbrochene Speere liegen auf allen Wegen
In unserem Gram haben wir uns das Haar zerrauft
Unsere Häuser verloren die schützenden Dächer
Sie haben jetzt rote Wände, vom Blut.⁴³*

Ein junger Adliger namens Francisco Vázquez de Coronado führte 1540 eine Armee von Spaniern an, die auf der Suche nach einer sagenhaften goldenen Stadt den Kontinent durchstreifte. In dem Gebiet, das heute New Mexico genannt wird, fanden sie eine Ansammlung von aus Lehmziegeln errichteten Wohnstätten, die Art von Siedlung, die von den Spaniern dann Pueblo genannt wurde. Coronado ließ pflichtschuldig den *Requerimiento* laut verlesen. Die Zuni hörten einen Mann sprechen, dessen Sprache sie nicht verstehen konnten. «Sie trugen eiserne Mäntel und Kriegshauben aus Metall, und als Waffen trugen sie kurze Stöcke bei sich, die Feuer spien und wie Donner klangen», berichteten die Zuni später über Coronados Männer. Krieger der Zuni schütteten Maismehl auf den Boden und bedeuteten den Spaniern, dass sie diese Linie nicht überschreiten sollten. Es kam zum Kampf. Die Zuni, die mit Pfeil und Bogen kämpften, wurden von den Spaniern niedergemacht, die Schusswaffen einsetzten.⁴⁴

Die Eroberung wütete weiter, nicht anders als die Auseinandersetzung darüber, selbst als sich die Trennlinien zwischen den Völkern der beiden Amerikas, Afrikas und Europas verwischten. Die Spanier reisten, im Unterschied zu den späteren englischen Kolonisten, nicht in Familienverbänden in die Neue Welt, ja nicht einmal in Begleitung von Frauen: Sie

kamen als Armeen von Männern. Sie ergriffen und vergewaltigten Frauen, und sie liebten und heirateten sie und gründeten Familien. La Malinche, eine Nahuatl-Frau, die Cortés als Sklavin übergeben worden war und dann zu seiner Dolmetscherin wurde, hatte einen Sohn mit ihm, der um das Jahr 1523 geboren wurde, als belastetes Symbol einer schicksalhaften Verbindung. In großen Teilen Neuspaniens waren die Kinder spanischer Männer und indianischer Frauen, die man Mestizen nannte, zahlreicher als die Indianer. Ein kompliziertes Kastensystem kennzeichnete Unterschiede der Hautfarbe, Mischungen aus Europäern, indigenen Amerikanern und Afrikanern, als wäre die Hautfarbe Farbstoffen vergleichbar, die aus Pflanzen gewonnen wurden, das Gelb des Safrans, das Rot der Roten Bete, das Schwarz des Johanniskrautbaums. Die Engländer sollten später nur Schwarz und Weiß anerkennen, eine Fantasie der vollständigen und unmöglichen Verschiedenheit, von Nächten ohne Zwielicht und Tagen ohne Morgendämmerung. Und doch drängten beide Arten von Rassenbeziehungen – eine Kultur der Vermischung wie auch eine Kultur, die so tat, als gebe es so etwas nicht – jedem Menschen, der auch nur über einen Funken Neugierde verfügte, die von einfacher Mitmenschlichkeit bestimmte Frage auf: Sind alle Völker eins?

Bartolomé de Las Casas hatte 1511 als Siedler auf Hispaniola gelebt, als Montesinos dort gepredigt und gefragt hatte: «Sind sie etwa keine Menschen?» Das hatte ihn aufgewühlt. Er hatte fortan auf Sklaven verzichtet, war Priester und Gelehrter geworden, ein Geschichtsschreiber der Eroberung, und das hatte ihn später dazu veranlasst, Teile von Kolumbus' Bordbuch und von Panés *Antigüedades* zu kopieren. Las Casas schrieb 1542 ein Buch mit dem Titel *Brevísima Relación de la Destrucción de las Indias*, Geschichtsschreibung nicht als Rechtfertigung, sondern als Aufschrei des Gewissens. Mit dem Eifer eines Mannes, den seine eigene Schuld belastete, fragte er: «Welcher Mensch von gesundem Verstand wird einem Krieg gegen Menschen zustimmen, die harmlos, unwissend, angenehm maßvoll und ohne jedes Mittel zu ihrer Verteidigung sind?»⁴⁵ Acht Jahre später berief ein anderer spanischer König Las Casas und weitere Gelehrte zu einer neuerlichen Disputation an seinen Hof nach Valladolid. Waren die indigenen Völker der Neuen Welt Barbaren, die gegen das Naturrecht verstoßen hatten, indem sie beispielsweise dem Kannibalismus gefrönt hatten, wodurch ein Krieg gegen sie allemal gerechtfertigt sei?

Oder hatten sie keine Rechtsverstöße dieser Art begangen, so dass ein Krieg gegen sie der Rechtsgrundlage entbehrte?

Las Casas vertrat die Ansicht, dass die Conquista unrechtmäßig sei, und betonte, die Anschuldigungen wegen Kannibalismus seien «reine Erfindungen und schamloser Unsinn». Die gegenteilige Auffassung wurde von Juan Ginés de Sepúlveda vertreten, Spaniens Hofchronisten, der niemals in die Neue Welt gereist war. Der Aristoteles-Übersetzer Sepúlveda zitierte dessen Theorie der natürlichen Knechtschaft. Er befand, der Unterschied zwischen den Indigenen und den Spaniern sei so groß wie der «zwischen Affen und Menschen». Und er fragte: «Wollen wir also wirklich daran zweifeln, dass diese so unzivilisierten, so barbarischen, von so schändlichen Opferriten und sündhaften Religionsübungen durchsetzten Völker mit vollem Recht und sehr zum Vorteil der Barbaren selbst von einem trefflichen, frommen und so äußerst gerechten König, wie es Ferdinand war und jetzt der Kaiser Karl ist, und von einer recht denkenden, zivilisierten und an allen nur denkbaren Tugenden hervorragenden Nation zur Beherrschung unterworfen wurden?»⁴⁶

Die Richter waren uneins und kamen zu keinem Urteil. Die Eroberung wurde fortgesetzt. Zerbrochene Speere fielen zu Boden, und die Wände der Häuser waren rot vom Blut.

III

BEI ALL DEM TRATEN DIE ENGLÄNDER bemerkenswert spät auf den Plan. Die Spanier hatten 1565 in Saint Augustine in Florida Fuß gefasst und gründeten 1607 in knapp 3200 Kilometern Entfernung davon die aus Lehmziegeln errichtete Ortschaft Santa Fe. Die Franzosen, die ihre ersten Entdeckungsreisen 1534 unternahmen, erbauten 1608 eine Siedlung, die später zu der aus Steinen errichteten Stadt Quebec werden sollte – ein Schloss auf einem Hügel. Die Engländer schickten 1497 John Cabot über den Atlantik, aber er verschwand auf der Rückreise, ward nie wieder gesehen, und die Engländer verschwendeten kaum einen Gedanken daran, jemanden mit der Suche nach ihm zu beauftragen. Das Wort «colony» tauchte erst in den 1550er Jahren in der englischen Sprache auf. Und England konzessionierte zwar Handelsgesellschaften – die Muscovy Company (1555), die

Turkey Company (1581) und die East India Company (1600) –, doch die orientierten sich alle in östlicher, nicht in westlicher Richtung. England zögerte, wenn es um Amerika ging.

Die harte und entschlosskräftige Königin Elisabeth von England fragte 1584 Richard Hakluyt, einen ihrer klügsten Minister, ob sie in Amerika eigene Kolonien gründen solle. Dabei dachte sie an die Spanier und ihre Idolatrien, ihre Grausamkeiten, ihre gewaltigen Reichtümer und ihre Tyrannei. Als Elisabeth erstmals den Ozean im Westen in den Blick nahm, war Las Casas' schmerzliche und großzügig mit Stichen zu Gräueltaten illustrierte Geschichte der Eroberungszüge schon längst ins Englische übersetzt worden. Oft wurde sie unter dem Titel *Spanish Cruelties* angeboten, später dann als *The Tears of the Indians*. Die Engländer waren zu der Überzeugung gelangt – als Glaubensartikel, als eine Frage der Zugehörigkeit zur «englischen Nation» –, dass sie weit edler seien als die Spanier: gerechter, weiser, gütiger und der Freiheit verpflichtet. «Die Spanier herrschen in den indischen Besitzungen mit all ihrem Stolz und ihrer Tyrannei», ließ Hakluyt seine Königin wissen, und die indigenen Völker hielten es wie alle versklavten Völker, sie «rufen und schreien alle mit einer Stimme *Liberta, liberta*». ⁴⁷ England konnte sie erlösen.

Englands Selbstbild als Land der Freiheit war die Geschichte der englischen Nation, die der Geschichte des englischen Staates angeheftet wurde. Die Spanier waren katholisch, aber während die Conquistadores ein Neuspanien errichtet hatten, waren die Engländer Protestanten geworden. Heinrich VIII. hatte in den 1530er Jahren die Church of England geschaffen, die trotzig Distanz zur römischen Kirche hielt. England war mit religiösen und innenpolitischen Fragen so beschäftigt gewesen, dass es sich bei Unternehmungen in der Neuen Welt deutlich zurückgehalten hatte. Als Heinrich VIII. 1547 starb, folgte ihm sein Sohn Eduard auf den Thron, aber Eduard VI. war 1552 bereits todkrank. Um eine Thronfolge durch seine Halbschwester Maria, eine Katholikin, zu vermeiden, bestimmte Eduard seine protestantische Cousine Jane Grey zu seiner Nachfolgerin. Doch nach Eduards Tod übernahm die legitime Thronerbin Maria Tudor die Macht, ließ Jane hinrichten und wurde die erste Herrscherin auf dem englischen Königsthron. Sie versuchte die Vorherrschaft des Katholizismus wiederherzustellen und ließ Anhänger konkurrierender Glaubensrichtungen verfolgen, fast 300 Menschen starben auf dem Schei-

terhaufen. Protestanten, die ihre Herrschaft aus religiösen Gründen ablehnten, brachten gegen sie vor, sie habe kein Anrecht auf den Königs-
thron, weil sie eine Frau sei, und behaupteten, es sei «der Umsturz der
guten Ordnung», wenn die Schwachen die Starken regierten. Ein weiterer
protestantischer Kritiker Marias beklagte, ihre Herrschaft sei eine Strafe
Gottes, der «als Herrscherin über uns eine Frau eingesetzt hat, die doch
dem Manne von Natur aus untergeordnet ist». Marias katholische Ver-
teidiger hielten dagegen, sie sei unter politischen Gesichtspunkten ein
Mann, «der weibliche Prinz».

Maria starb 1558, auf sie folgte ihre Halbschwester Elisabeth, eine Pro-
testantin. Marias Anhänger, die nach Argumenten gegen Elisabeths
Herrschaftsanspruch suchten, standen ihre eigenen früher vorgebrachten
Argumente im Weg: Sie konnten wohl kaum behaupten, Elisabeth könne
nicht herrschen, weil sie eine Frau sei, wenn sie zuvor darauf beharrt hat-
ten, Marias Geschlecht sei kein Ausschlussgrund für die Thronfolge. Die
Debatte verlagerte sich auf neues Terrain, und in ihrem Verlauf wurde eine
Reihe von englischen Vorstellungen über das Wesen von Herrschaft präzi-
siert. Elisabeths bester Verteidiger machte geltend, dass es keine Rolle
spiele, dass Frauen «vom Wesen her schwach, körperlich unterlegen und
wankelmütig» seien, wenn Gott beschliesse, «die Frau solle herrschen und
regieren», weil Gott jeden rechtmäßigen Herrscher stark machen würde.
Ohnehin sehe Englands Verfassung eine «rule mixte» vor, bei der die
Amtsgewalt des Königs durch die Macht des Parlaments kontrolliert
werde; außerdem «ist es nicht sie, die herrscht, sondern es sind die Ge-
setze». Elisabeth selbst berief sich noch auf eine weitere Autorität: die
Gunst des Volkes.⁴⁸ Eine in der Verfassung verankerte Teilung der Macht,
das geltende Recht (rule of law), der Wille des Volkes: Das war das eng-
lische Gedankengut, das sich die Amerikaner eines Tages zu eigen
machen sollten, als sie «Freiheit!» riefen.

Elisabeth nahm Spanien ins Visier, das mit England, Frankreich und
den aufrührerischen Niederlanden Krieg geführt hatte (die Niederlande
erreichten 1609 erstmals ihre Unabhängigkeit von Spanien). Sie machte
sich daran, Spanien auf allen Gebieten konsequent zu bekämpfen. Zur
Frage der Gründung von Kolonien in Amerika übergab Hakluyt der Köni-
gin einen Bericht mit der Überschrift «A particular discourse concerning
the greate necessitie and manifold comodyties that are like to growe to

this Realme of England by the Western discoveries lately attempted» («Eine ausführliche Erörterung der großen Notwendigkeit und des vielfältigen Nutzens, der dem Königreich England aus den in jüngster Zeit unternommenen Entdeckungen im Westen vermutlich erwachsen wird»). Wie stark die Königin von Feindseligkeit gegenüber Spanien angetrieben wurde, belegt anschaulich die Überschrift eines Berichts, den ihr ein weiterer Berater genau zum gleichen Zeitpunkt vorlegte: «Discourse how Her Majesty may annoy the King of Spain» («Erörterung, wie Ihre Majestät dem König von Spanien zusetzen kann»)⁴⁹.

Hakluyt war der Ansicht, für England sei jetzt die Zeit gekommen, mehr zu tun, als nur spanische Schiffe anzugreifen. Die Errichtung von Kolonien werde «sehr viel zur Verbreitung des christlichen Glaubens beitragen», versprach er, und sie werde «uns alle Handelsgüter Europas, Afrikas und Asiens einbringen». Sollte die Königin von England Kolonien in der Neuen Welt errichten, werde man sich schon bald überall erzählen, dass die Engländer «die indigenen Völker dort mit großer Menschlichkeit, Höflichkeit und Freiheit beschäftigen», die Indigenen würden «sich ihrer Regierungsgewalt unterstellen und sich von den Spaniern abwenden».⁵⁰ England würde aufblühen, der Protestantismus würde über den Katholizismus siegen, die Freiheit über die Tyrannei.

Elisabeth blieb skeptisch. Außerdem war sie abgelenkt. Sie hatte den spanischen Gesandten 1584 des Landes verwiesen, nachdem ein spanischer Plan aufgedeckt worden war, über Schottland in England einzumarschieren. Der Gedanke, in der Neuen Welt einen englischen Stützpunkt einzurichten, gefiel ihr, aber sie wollte nicht, dass dies von der Krone bezahlt wurde. Sie beschloss, ein königliches Patent – einen Freibrief – auszustellen, und die Wahl fiel auf einen ihrer bevorzugten Höflinge, den verwegenen Walter Raleigh, einen Schriftsteller, Dichter und Spion, dem sie das Recht einräumte, in Nordamerika zu landen, und zwar südlich eines Ortes namens Neufundland. Ein neu gefundenes Land, eine neue Welt, ein Utopia, ein vormaliges Nirgendwo.

Raleigh war ein Abenteurer und Mann der Tat, aber auch ein Literat. Kurz zuvor geadelt, rüstete er 1584 eine Expedition aus. Er selbst reiste nicht mit, entsandte jedoch eine Flotte von sieben Schiffen und 600 Mann, denen er ein Exemplar von Las Casas' «Buch spanischer Grausamkeiten» mit «fayr pictures», ehrlichen Bildern, mitgab, mit deren Hilfe sie die Ein-

geborenen davon überzeugen sollten, dass die Engländer im Unterschied zu den Spaniern Männer seien, die von Gnade und Liebe, Freiheit und Barmherzigkeit beseelt waren. Raleigh gab den Männern möglicherweise auch noch ein Exemplar eines neuen Buches mit Essays aus der Feder des französischen Philosophen Michel de Montaigne mit auf die Reise. So wie auch William Shakespeare war Raleigh stark beeinflusst von den Essays Montaignes, der in seinem 1580 geschriebenen Aufsatz «Über Kannibalen» vor Augen führt, wie in einer der erschreckenderen Ironien der menschlichen Geschichte die gleiche Gewalt, die für das Aufeinandertreffen der einen Hälfte der Welt mit der anderen bestimmend war und so viel Zerstörung bewirkte, außerdem noch den Keim von etwas anderem enthielt.⁵¹

«In nichts geben uns die Barbaren mehr Anlass zur Verwunderung als wir ihnen, wie jeder eingestehen müsste, wenn jeder nach Durchsicht der Beispiele aus den neuentdeckten Ländern sich über die eigenen zu beugen und sie an jenen vorurteilsfrei zu messen wüsste», schrieb Montaigne. «Jeder nennt das Barbarei, was bei ihm ungebräuchlich ist.»⁵² Sie sind für uns das, was wir ihnen sind, und beides ist wahr: Aus zwei Wahrheiten wird eine.

Raleighs Männer landeten auf einer Insel der Outer Banks im heutigen North Carolina und fanden dort ausgedehnte Strände vor, die von Seegras, Kiefern und Palmen gesäumt waren. Die Schiffe segelten weiter und ließen 104 Männer zurück, denen man nur sehr bescheidene Vorräte überließ; das Versorgungsschiff war beschädigt worden, als es in den Untiefen vor der Landungsstelle fast auf Grund lief. Die Wahl war auf diesen Ort gefallen, weil er gut verborgen und schwer anzulaufen war. Er mag auch ein gutes Versteck für Piraten abgegeben haben, aber für die Errichtung einer Kolonie war er denkbar ungeeignet. Die Siedler wollten zunächst nur den Winter überstehen und auf Versorgungsschiffe warten, die, wie sie hofften, im Frühjahr eintreffen würden. Unterdessen hielten sie nach Gold und einem sichereren, tieferen Hafen Ausschau. Sie errichteten ein Fort und umgaben es mit Palisaden. Sie richteten ihre Kanonen auf das weite Wasser des Ozeans in der Annahme, der Feind seien die Spanier. Sie bauten Häuser außerhalb des Schutzes, den das Fort bot. Sie hatten kaum eine Vorstellung davon, dass die Menschen, die bereits auf den Outer Banks lebten, ihnen möglicherweise gefährlich werden könnten.

In die Heimat schickten sie überschwängliche Berichte über ein Land

von hinreißender Schönheit und erstaunlichem Überfluss. Ralph Lane, der Leiter der Expedition, schrieb, dass «all die Königreiche und Staaten des Christentums und ihre versammelten Handelsgüter das, was von der Allgemeinheit gebraucht oder als Annehmlichkeit genutzt wird, nicht in besserer Qualität oder größerer Zahl hervorbringen». Doch als das Versorgungsschiff sich verspätete, begannen die Kolonisten inmitten all dieses Überflusses zu hungern. Die Indigenen, denen die Kolonisten das Evangelium gepredigt hatten, sagten ihnen: «Unser höchster Gott war nicht Gott, denn er ließ es zu, dass wir großen Hunger zu leiden hatten.» Im Juni kam eine Flotte unter dem Befehl von Sir Francis Drake, einem Draufgänger, der die Erde umsegelt hatte. Drake hatte eine Fracht von 300 in Ketten gelegten Afrikanern an Bord. Er erklärte den Kolonisten, dass er ihnen Nahrungsvorräte und ein Schiff dalassen würde, mit dem sie nach einem geschützteren Hafen suchen könnten, oder sie in die Heimat zurückbringen könne. Die Kolonisten entschieden sich ausnahmslos für die Heimreise. Auf den Schiffen nahmen sie die Plätze der Afrikaner ein, die Drake möglicherweise als lästig gewordene Fracht einfach über Bord werfen ließ.

Eine weitere Expedition, 1587 an jenen Ort entsandt, der inzwischen Roanoke genannt wurde, war nicht erfolgreicher. John White, ein Künstler und Kartograf, der die Berichte über die erste Expedition sorgfältig gelesen hatte, wollte eine dauerhafte Kolonie nicht auf jener Insel, sondern an der nahegelegenen Chesapeake Bay errichten, einem Ort, der Raleigh heißen sollte. Stattdessen folgte ein Rückschlag dem anderen. White segelte im Herbst des Jahres nach England zurück, um dort Nachschub und Unterstützung für sein Vorhaben zu bekommen. Den Zeitpunkt dafür hätte er kaum ungünstiger wählen können. Eine Flotte von 150 spanischen Schiffen versuchte 1588 eine Invasion in England. Die Armada wurde schließlich besiegt, aber in Zeiten eines Seekriegs gegen Spanien hatte White keinen Erfolg bei der Anwerbung von Schiffen für eine Fahrt nach Roanoke. So blieb die Siedlung von Nachschub und Versorgung aus der Heimat abgeschnitten.

Sämtliche Aufzeichnungen über das Schicksal der englischen Kolonie in Roanoke gingen wie die Erinnerung an das meiste, was in der Weltgeschichte geschah, verloren. Als White 1590 schließlich zurückkehrte, fand er keinen einzigen englischen Siedler mehr vor, auch nicht seine

Tochter und seine Enkelin, ein Baby namens Virginia, das nach Elisabeth benannt worden war, der jungfräulichen Königin. Nahezu alles, was die Siedler hinterlassen hatten, waren die in einen Baumstamm eingeritzten Buchstaben «CRO», ein Zeichen, das White und die Kolonisten vor seiner Abreise vereinbart hatten. Es bedeutete, dass sie ihre Sachen zusammengepackt hatten, um im Binnenland nach einem besseren Standort für eine Siedlung zu suchen. Drei Buchstaben – nicht mehr. Man hörte nie wieder etwas von den Verschollenen.

«Wir trafen auf außerordentlich freundliche, liebevolle und ehrliche Menschen, frei von jeglicher Heimtücke und Verrat, Menschen, die nach der Art des goldenen Zeitalters lebten», hatte Arthur Barlowe, einer von Raleighs Kapitänen, zu einem früheren Zeitpunkt nach Hause geschrieben und Roanoke dabei als eine Art Garten Eden geschildert.⁵³ Die Indigenen waren keine Barbaren, sie waren Vorfahren, und die Neue Welt war die Älteste unter allen Welten.

In dem brutalen und blutigen Jahrhundert, das zwischen Kolumbus' und John Whites Reisen lag, war eine Idee entstanden, eine aus Fantasie und Gewalt geborene Idee, wonach es irgendwo da draußen in der Welt ein Volk gab, das in einem wahren Paradies lebte, in einem Naturzustand, der vor dem Erlass von Gesetzen, vor der Bildung einer Regierung lag. Die imaginierte Geschichte von Amerika wurde zu einem englischen Buch Genesis, zu ihrer neuen Wahrheit.

«So war die ganze Welt zu Beginn ein Amerika», sollte der Engländer John Locke schreiben. In Amerika wurde alles zu einem Anfang.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de